

# Deutscher Morgen

Herausgeber: Joachim Dauch

Aurora Allemã

Erscheint wöchentlich

Folge 50

São Paulo, 16. Dezember 1938

7. Jahrgang

Schiffleitung und Verwaltung: Rua Victoria 200 — Fernruf 4-3393 — Caixa postal 2256 — Druck: Wenig & Cia., Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5566 — S. Paulo. Bezugsgebühr: halbjährlich Rs. 10\$000, ganzjährig Rs. 20\$000, für Deutschland und die Welpostvereinsländer 7 Mark. — Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern nur an die Schriftleitung.

## Ausstellung 'O Estado Novo' in Rio

Auf dem Messegelände der Bundeshauptstadt wurde am 10. Dezember vom brasilianischen Bundespräsidenten eine Ausstellung eröffnet, die auf dem Erdteil Amerika ohne Beispiel ist. Es handelt sich um eine mustergültige Schau über die Pläne und Leistungen des brasilianischen Staates, wie er seit dem 10. November 1937 in Erscheinung getreten ist. Schon ein flüchtiger Rundgang durch die verschiedenen Hallen vermittelt dem Besucher den Eindruck, dass hier wirklich organisatorische Kräfte tätig gewesen sind, die nach einer ganz bestimmten Richtlinie arbeiteten. Die einzelnen Ministerien zeigen aus ihren Fachgebieten den Stand der gegenwärtigen Entwicklung, Fehlerquellen und Missstände und gelangen dann alle zu der unbedingten Feststellung, dass die zielbewusste Lenkung aller bodenständigen Kräfte noch eine ungeahnte Ergebnissteigerung zulässt. Jede Halle umfasst so eine abgeschlossene Lehrschau: Verkehr und Bodenmelioration, Brückenbau und Bewässerung, Siedlung und Industrialisierung, Landwirtschaft und Bodenschätze, Fabrikation und Handel, Einfuhr und Ausfuhr, Technik und Wehrmacht, Recht, Sozialpolitik und Hygiene, Sonderstände für Kaffee und Baumwolle usw. Es ist auch nicht annähernd möglich, die Fülle des Schenswerten so wiederzugeben, wie sie sich an Hand der Materie selbst, an Zahlen und Tabellen bietet. Bei dieser Ausstellung ist die Bewunderung nicht nur auf Seiten des Ausländers, dem naturgemäss viele wichtige Fragen des Gastlandes nicht bekannt sein können. Die Brasilianer selbst stehen staunend vor den schier unerschöpflichen Quellen ihres Heimatlandes, das ihnen eine Entwicklung ohne gleichen bietet und sie ungleich reicher erscheinen lässt als die Yankees in „Gods own country“. Aber selbstverständlich muss diese Blickrichtung auf die Zukunft von einem ungeheuren Mass einsatzbereiter, opferwilliger Arbeit begleitet sein. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit für den Fortschritt gehört zu bedingungslosen Bejahung aller der angelegten Fragen. Und so ist die Ausstellung „O Estado Novo“ in der Tat als eine Erziehungsschau zu werten, mit der dem rohstoffquellenden Brasilien nicht geholfen ist, wenn sie nur als eine wohlorganisierte Augenweide genommen wird, sondern nur dann, wenn aus ihr die tätige strebende Konsequenz gezogen wird von allen, die den Appell der Führung des „Estado Novo“ begriffen haben. — Wenn die Ausstellung in diesem Sinne zeigt, was der Staat will, so offenbart sie mit der Parallelschau „Antikomintern“ nicht weniger anschaulich, was Brasilien nicht frommt. Man kann wohl sagen, dass die Halle mit den erschütternden Dokumenten der bolschewistischen Weltverbrechen schon am ersten Tage die am meisten besuchteste war. Aber es herrschte eine unerklärlich verhaltene Stimmung bei allen Besuchern hier. Zu beweiskräftig ist die stumme Sprache der riesigen Photographien, die von den Wänden herab eine unverhüllte Anklage gegen ein teuflisches System der Menschenknechtung und -schändung führen, das sich in Sowjetrußland die Keimzellen für seine revolutionäre Völkerunterwühlung geschaffen hat. Und immer wieder erkennt man in den Verantwortlichen und Agenten des Bolschewismus die typischen Masken der Juden, liest man jüdische Namen unter den Bildern, die aus Russland, aus Spanien, Frankreich, China, Nordamerika und sonstwo beweisen, wer dort den Bruder gegen den Bruder getrieben hat. In der Mitte dieser Halle steht das Ehrenmal für die Opfer Brasiliens im Kampf gegen den Bol-

## Planvolle Arbeit

Das Reich hat ganz andere Themen als nur die Judenfrage

Unser Wochenbericht aus Berlin (Anfang Dezember).

Während sich die „Freunde“ des Dritten Reiches im Ausland immer noch die Köpfe heiss reden über die Lösung der Judenfrage im Reich, während sich z. B. in London unter dem Deckmantel des Christentums die Judenfreunde aller religiösen und rassischen Schattierungen zusammenfinden und gegen das Reich hetzen — sehr unchristlich übrigens! —, ist die Judenfrage und sind die neuen Massnahmen der Regierung schon nicht mehr Gesprächsthema in Deutschland. Ein Ausländer würde wahrscheinlich sehr verwunderte Augen machen, wenn er feststellen würde, wie wenig in Deutschland der „Mann auf der Strasse“ sich um das Judenproblem weiter kümmert. Die Anordnungen der Reichsregierung sind so völlig eindeutig, das Ziel dieser Politik ist jedem bekannt — was gibt es da also noch zu debattieren?

Inzwischen ist bekannt geworden, dass die jüdischen Einzelhandelsgeschäfte, die bis zum 1. Januar 1939 verschwunden sein müssen, grundsätzlich aufgelöst und nur, wenn ein wirklicher Bedarf vorhanden ist oder nennenswerte Werte zu erhalten sind, in arische Hände überführt werden sollen. Ähnlich ist es mit den jüdischen Handwerksbetrieben, die ebenfalls mit dem Jahresende gelöscht werden.

Die Arbeiten an dieser Bereinigung der deutschen Wirtschaft bringen aber immer noch interessante Einzelheiten an den Tag, die die Art und Gefährlichkeit der Verjudung in der Systemzeit deutlich macht. Man muss sich einmal in die Erinnerung zurückrufen, dass z. B. Ende 1919 täglich 40 bis 50 jüdische Einwandererfamilien aus Polen in Berlin allein erschienen. Im Februar 1920 wurden 2000 amtlich festgestellt, und wie viele haben auf Schleichwegen im Berliner Scheunenviertel ihre neue „Heimat“ gefunden! Sie fanden Unterschlupf bei der Mischpoche, machten die kleinsten Zimmer zu wahren Massenquartieren und stellten ein Heer von Hehlern, Gaunern und Verbrechern. Bei einer polizeilichen Razzia in Berlin stellte man Anfang 1920 rund 100.000 jüdische Einwanderer ohne Pass, ohne produktive Arbeit fest und... belies es dabei, denn im preussischen Innenministerium sass der Jude Heine, der natürlich nichts gegen seine Rassegenossen aus Osteuropa unternahm. Immer knapper wurde für den deutschen Arbeiter die ehrliche Erwerbsmöglichkeit, aber die jüdischen Eindringlinge wurden von oben her, von den Juden in den marxistischen Parteien und Ministerien offen begünstigt. Das sind Dinge, die man im Ausland bestimmt nicht weiss, und Zustände, gegen die man sich heute überall, auch in den „demokratischen“ Ländern, sehr energisch wehrt. Ohne natürlich auf die gehässige Polemik gegen das nationalsozialistische Reich zu verzichten.

Aber, wie gesagt, das sind Themen, bei denen man in Deutschland zwar noch eine sehr unbehagliche und beschämende Erinnerung hat, aber keine heissen Köpfe mehr bekommt. Mit dem Herzen sind wir bei

schewismus. Wir glauben, dass auch die kostspieligste Propaganda vaterlandsliebenden Menschen die Augen bezüglich des Weltfeindes nicht besser öffnen kann als dieser Teil der Ausstellung „O Estado Novo“. Es läge im Interesse Brasiliens, dass die bedeutende Schau in Rio in ihren wichtigsten Teilen als Wanderausstellung durch die grossen Städte des Landes ginge. ep.

anderen Themen, z. B. beim Schicksal des Sudetenlandes. Bei Eger hat der Stellvertreter des Führers den ersten Spatenstich für die erste Autobahn durch das Sudetenland getan, die Eger im Westen mit der Gauhauptstadt Reichenberg im Osten verbinden wird. Ideell, wirtschaftlich und strategisch sind die Autobahnen die starken Bänder der Reichseinheit geworden, in die nun der Sudetengau ebenfalls einbezogen wird.

Bei den Ergänzungswahlen zum Grossdeutschen Reichstag am 4. Dezember d. J. hat sich das Sudetenland einmütig zum Führer und damit zur Einheit des Grossdeutschen Reiches bekannt. Der Führer sagte bei seinem Schlussappell in Reichenberg: „Die Geburtsurkunde des Zweiten Reiches wurde von den Fürsten unterzeichnet. Die Geburtsurkunde des Dritten Reiches wird vom ganzen deutschen Volk unterzeichnet.“ Als Letzte haben jetzt die Sudetendeutschen ihren Namen unter diese Urkunde gesetzt. Es waren für die Sudetendeutschen historische Stunden, als der Führer in Reichenberg zu ihnen sprach und ihnen das grosse deutsche Schicksal und die Mission des Nationalsozialismus schilderte. Bei den Wahlkundgebungen haben die Sudetendeutschen zugleich viele Mitarbeiter des Führers von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt, deren Worten sie schon heimlich gelauscht haben, als noch die Schergen des Benesch-Staates abends um die Bauernhäuser schlichen und gegen den „staatsgefährlichen“ Empfang deutscher Sender einschritten. Das ist heute vorbei! In Reichenberg wird ein eigener Reichssender für den Sudetengau entstehen, den dann die ganze Welt genau hören kann wie die grossen Rechenschaftsberichte des Nationalsozialismus, die über die anderen Sender des Reiches gegangen sind.

Und das hat sich in letzter Zeit bestimmt gelohnt, — wenn auch nicht für die notorischen Hetzer, so doch für alle, die die Wahrheit über Deutschland hören wollen. Da

hat der Reichsbauernführer Darré in Goslar bei seiner Schlussrede auf dem Reichsbauernntag verraten, dass es in Deutschland ein ernstes Problem in der Landwirtschaft gibt, und zwar nicht, dass wir nun alle im Reich „seit Monaten keine Butter mehr“ bekommen haben — wie die allzu dumme Hetzpresse schreibt — oder dass wir alle im kommenden Winter unbedingt verhungern müssen... genau so wie in den vergangenen (!), sondern dass die Arbeitsintensität im Reich heute so gross ist, dass wir einfach nicht mehr genug Menschen für die Landwirtschaft haben. Deshalb haben wir italienische Landarbeiter herangeholt und müssen stärker noch als bisher die Maschine in unsere Dienste stellen. Die gleiche Maschine, die der Marxismus einmal vernichten wollte, weil sie den Arbeitern das Brot wegnehme... Nein, wir haben genug Brot, wir haben im Rahmen der Erzeugungsschlacht der Landwirtschaft sämtliche Produkte in wesentlich grösseren Mengen ernten können. Nur haben wir bald nicht mehr genug Arbeitskräfte, um den Segen unserer Arbeit zu bergen. Während in anderen Staaten Zehntausende feiern müssen, ist das 80-Millionen-Volk der Deutschen bis auf den letzten Mann angespannt.

Und diese Arbeit hat heute wieder einen anderen, einen fröhlicheren Sinn als früher. Mit berechtigtem Stolz konnte das Amt Schönheit der Arbeit in der Deutschen Arbeitsfront sein fünfjähriges Bestehen feiern. Allein in Berlin sind bisher 80 Millionen RM für diese Schönheit der Arbeitsstätten ausgegeben worden. Zugleich hat z. B. der Berliner Gauleiter persönlich eingegriffen, um die Bausünden des Kapitalismus in den Arbeitervierteln energisch zu beseitigen. Zur Verschönerung des arbeitsvollen Lebens dient es auch, wenn kürzlich der Reichskultursenat sehr eindringlich die Pflege des künstlerischen Nachwuchses erörterte.

Heinrich Hest

## Der Volksentscheid im Memelland

Obschon das Wahlergebnis aus dem Memelland vom vergangenen Sonntag noch nicht endgültig vorliegt, kann zweifellos die Voraussage getroffen werden, dass die deutsche Liste etwa 85 vH. aller abgegebenen Stimmen auf sich vereint hat. Damit ist gesagt, dass von den 150.000 Bewohnern des Memelgebietes rund 130.000 ihren politischen Willen eindeutig kundgetan haben: sie fühlen sich als Deutsche und sind entschlossen, den Anschluss ans Reich jeder anderen Lösung, ja selbst dem gegenwärtigen Zustand des sogenannten autonomen Gebietes, vorzuziehen. Es erübrigt sich daher, dass die Welt ob des zukünftigen Schicksals der Deutschen an der Memel bzw. desjenigen der kleinen litauischen Minderheit wieder eine grosse internationale Debatte vom Zaun bricht. Das hat auch die Reichsregierung klar genug unterstrichen, als sie sich auf den von London befohlenen Protest des englischen Geschäftsträgers in Berlin in tiefes Schweigen hüllte. England und Frankreich hatten bekanntlich im Jahre 1924 zusammen mit Italien und Japan das Memelstatut unterzeich-

net und seine Unantastbarkeit verbürgt. Niemand wird indessen bestreiten können, dass in den vergangenen 14 Jahren Mitteleuropa einen politischen Frontenwechsel erfahren hat, wie er sonst kaum in 500 Jahren vorgekommen ist. Man könnte wirklich allen Zeitgenossen, die sich einbilden, berufene Kritiker der deutschen Politik zu sein, nur raten, dass sie einen grundsätzlichen Elementarunterricht in europäischen Geschichtsfragen nähmen, selbst wenn sie inzwischen Männer mit einem langen Bart geworden sind. Sollte das Memelland in Kürze dem Reich wieder eingegliedert werden, so würde diese Handlung nur im weiteren Interesse der Liquidierung jener unseligen Zustände liegen, welche in der Zeit der tiefsten Ohnmacht des Reiches geboren wurden. Man stelle sich vor, dass im Jahre 1924 einige Tausend bewaffnete Litauer ohne jeden Anlass in das deutsche Land an der Memel einmarschierten und dort zu regieren begannen. Ein derartiger Uebergreif wäre natürlich heute undenkbar. Man bedenke weiterhin, dass das Deutsche Reich jeden Fussbreit seines Ak-

kerbodens zur Ernährung auf der eigenen Scholle benötigt. Und man erinnere sich schliesslich, dass Deutschland heute wieder jene geschichtliche Blickrichtung eingenommen hat, die deutsche Bauern und Bürger vor 700 und 800 Jahren in der Zeit der Ostlanderschliessung bereits als harte Lebensnotwendigkeit empfanden. Auch die deutsche Ostlandgeschichte ist mit dem besten Blut des gewaltigen deutschen Volkskörpers geschrieben worden. Wir möchten hier nur an die historische Kampfstätte von Tannenberg erinnern, die im Jahre 1410 und ebenso

1914 im Brennpunkt der Entscheidungen um die europäische Zukunft gestanden hat. Die deutsche Ostlandfrage ist darum ein Kapitel europäischer Geschichte, in dem die Regierenden in London oder sonstwo auf der Welt nicht im geringsten mitzurufen haben. Die Welt aber wird dem deutschen Volk, das im Reichsdurchschnitt zu je 140 Menschen auf dem Quadratkilometer lebt, das Ostland niemals streitig machen können, wo nur die Hälfte der genannten Zahl auf einem Quadratkilometer bis jetzt eine Heimstatt gefunden hat. p.

## Judentum Worte des Führers zur Judenfrage

Diese Verjudung unseres Seelenlebens und Mammonisierung unseres Paarungstriebes werden früher oder später unseren gesamten Nachwuchs verderben; denn an Stelle kraftvoller Kinder eines natürlichen Gefühls werden nur mehr die Jammererscheinungen finanzieller Zweckmässigkeit treten. Denn diese wird immer mehr die Grundlage und einzige Voraussetzung unserer Ehen. Die Liebe aber tobt sich wo anders aus.

„Mein Kampf“, S. 270 (I, 245)

Tatsächlich kann der Jude niemals Deutscher werden, wenn er es auch noch so oft behauptet. Wollte er Deutscher werden, müsste er den Juden aufgeben, und das ist nicht möglich. Er kann sich zum Deutschtum innerlich nicht durchringen aus einer Reihe von Gründen: 1. dem Blute nach, 2. dem Wesen nach, 3. dem Willen nach und 4. in seinem Wirken.

Rede am 20. 4. 23 in München

Das reichste Volk der Welt zu allen Zeiten hat weder eine eigene Baukunst, noch eine eigene Kunst, noch eine eigene Dichtung, noch irgendeine eigene Kultur, der Jude, er hat nichts, was er geschaffen hat. Ja, werden Sie sagen, Mendelssohn, oder die neuen Musikkomponisten? Immer dann, wenn der Arier eine bestimmte Kulturepoche erreicht hat, kommt als Nutzniesser der ewige Jude. Er stiehlt Motive zusammen, fabriziert mit Geschicklichkeit sogenannte Schlager und verwandelt endlich die unsterblichen Werke eines Bach in einen modernen Shimmy. Als Salomon den ersten Tempel bauen liess, nahm er fremde Künstler; als Herodes den zweitgrössten Tempel bauen liess, waren es wieder römische Künstler. Damals hat auch das Judentum nicht die Möglichkeit gehabt, aus eigenem kulturellen Schaffen sich einen Tempel zu bauen, was aber verständlich ist, weil diese Tempel nicht etwa einem inneren Seelenleben dienen, sondern damals als die zentrale Weltbörse der antiken Welt galten.

Nürnberg, am 2. Nov. 1928

Sind sie schwach genug, müssen sie vergehen; sind sie stark genug, können sie der Parasiten erwehren, und im Kampf gegen die ewige Lüge wird die letzte Kraft der Arier erst freigegeben. Es steht hier im Kampf Naturgesetz gegen Naturgesetz, Aufbau gegen Zerstörung, Organisation gegen Destraktion. So sehr das eine Naturgesetz ist, so sehr ist es das andere, und so sehr der eine von der Natur aus die Erlaubnis bekommt zum Angriff, erhält der andere Teil die Erlaubnis zur Verteidigung. Wenn ich mich heute des internationalen Juden erwehre, vollziehe ich ein Recht, das die Natur mir gab in dem Augenblick, in dem sie mir das Licht der Welt schenkte. In dem Augenblick gab sie mir das Recht, für dieses Licht zu kämpfen. In diesem Augenblick gab sie mir das heiligste Recht, für die Volksgemeinschaft mich einzusetzen, so wie ich es keinem Juden verüble, wenn er für seine Gemeinschaft kämpft. Aber Gemeinschaft gegen Gemeinschaft, Staat gegen Staat, Volk gegen Volk, und da greife ich das Bibelwort heraus: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Schlag um Schlag.

Nürnberg, den 2. Nov. 1928

Das ewige Ringen der Menschheit: Auf der einen Seite der stürmende Arier, auf der anderen Seite der lauernde Jude.

Nürnberg, den 2. Nov. 1928

So wie nun der Arier auf Grund seiner Gebundenheit mit dem Boden auch bestimmte Arbeits- und Kampfmethoden hat, hat der Jude auf Grund seiner Raumlosigkeit auch bestimmte Arbeitsmethoden.

Nürnberg, den 2. Nov. 1928

Nein, es ist ein Unterschied zwischen uns, und er liegt in einer grundsätzlichen Auffassung zum Begriff Arbeit. Für den Juden ist Arbeit Tätigkeit an sich, Bewegung, die der einzelne ausführt, um zu leben, ohne Rücksicht auf den Nächsten. Es ist das Volk des krassesten Egoismus. Man erwähne nicht, dass er zusammenhält. Er hält so lange zusammen, als andere unter ihm leiden müssen. Wenn er allein ist, nicht mehr: das zeigt das Beispiel der Judenschule; wenn sie unter sich sind, geht ein anderer Betrieb los. So lange es geht, andere zu unterjochen, halten sie zusammen. Arbeit in idealem Sinne fehlt ihnen. Arbeit ist für den Arier eine Tätigkeit, die wohl der eigenen Bewegung dient, aber nicht minder auch dem Nächsten nützt und frommt. Wer das nicht tut, ist ein betrügerischer Lump und Tagedieb usw., aber kein Arbeiter. Er stiehlt dann im Schwitze seines Angesichts, was anderen gehört. Hier unterscheidet sich der Arier vom Juden.

Braunschweig, am 4. November 1925.

## Putz umfropft

### Das Wichtigste der Woche

8. Dezember. — Auf der Deutschen Werft in Kiel ist in Gegenwart des Führers der erste deutsche Flugzeugträger vom Stapel gelaufen. Er wurde von der Tochter des Grafen Zeppelin auf den Namen des berühmten Vorkämpfers des deutschen Flugwesens getauft. Die Taufrede hielt Generalfeldmarschall Göring. Das Schiff ist mit sechzehn 15-cm-Geschützen, zehn 10,5-cm-Luftabwehrgeschützen und 22 Luftabwehr-Schnellfeuergeschützen von 3,7 cm bewaffnet. Es hat eine Wasserverdrängung von rund 20 000 Tonnen und fährt bis 32 Knoten in der Stunde. Seine Landefläche für Flugzeuge ist 250 Meter lang und 27 Meter breit.

Wie von zuständiger deutscher Seite mitgeteilt wird, wird es vom 1. Januar 1939 ab keine jüdischen Geschäfte mehr im Reich geben. Dagegen werden die Juden auch weiterhin die Möglichkeit haben, Cafés, Hotels und sonstige Gaststätten zu besuchen. Ein gelbes Abzeichen wird für die Semiten nicht eingeführt.

Der brasilianische Professor Dr. Fonseca Riheiro aus São Paulo hielt vor der Deutsch-Iberoamerikanischen Aerzteakademie in Berlin einen Vortrag über die „Neue Methode zur Bekämpfung der Lepra“. Aus einer der Kastanie ähnlichen Fruchtart, die in Südamerika zu Hause ist, wird eine Substanz entzogen, die unter dem Namen „Alfon“ bereits an Tieren und Menschen erfolgreich ausprobiert wurde. In der ganzen Welt gibt es etwa zwei Millionen Leprakranke.

Die deutsche und italienische Presse wenden sich am Vorabend der Eröffnung der Panamerikanischen Konferenz in Lima eindeutig gegen die Nordamerikaner, denen sie prophezeien, dass sie bei ihren Bemühungen um eine Bevormundung der übrigen amerikanischen Staaten keinen Erfolg haben werden.

Die GPU hat in der Sowjet-Ukraine wieder eine Anzahl führender Militär-Persönlichkeiten verhaftet. Es handelt sich um vierzig Offiziere und Generale, denen eine Verschwörung angedichtet wird.

9. Dezember. — Wie der USA-Vertreter in Lima, Cordell Hull, in einer Presseunterredung erklärte, sei das Projekt eines panamerikanischen Militärbündnisses nach Rücksprache mit der argentinischen Delegation endgültig fallen gelassen worden.

Die deutsche Lufthansa hat ihren Luftdienst während der letzten beiden Jahre von 37 600 Flugkilometer auf 142 000 Flugkilometer über den Nordatlantik erhöht.

Der Reichsorganisationsleiter Dr. Ley gab in einer Rede bekannt, dass im Jahre 1939 130 000 italienische Arbeiter mit Arbeitsverträgen nach Deutschland kommen werden.

Der französische Ministerpräsident Daladier rechnete in einer neuen Kammerrede mit den Kommunisten ab, denen er die revolutionäre Zersetzung des Volkes zum Vorwurf machte und ihnen seinen schärfsten Widerstand anbot.

10. Dezember. — Die Landtagswahlen

im Memelgebiet verliefen ohne jeden Zwischenfall. Die Wahlbeteiligung war an vielen Orten mit 100 vH unüberbittbar. Obgleich das Wahlergebnis erst am 16. Dezember bekannt wird, wegen der umständlichen vielen Abstimmungszettel, wird mit einem einzigartigen deutschen Erfolg gerechnet. Die europäische Presse hält allgemein die Zeit des Anschlusses des deutschen Memellandes an das Reich für gekommen. In den letzten Wochen haben zahlreiche Juden das Gebiet verlassen und von dem Eigenkapital des Memellandes von 70 Millionen Lit bereits etwa 20 Millionen Lit über die Grenze mitgenommen.

Der Führer und Reichskanzler hielt zur Eröffnung der Deutschen Architekturausstellung in München eine richtungweisende Rede über die volksgebundenen Forderungen neuer deutscher Baukunst sowie deutschen Kunsthandwerks.

Die Hamburg-Amerika-Linie hat für die Westküste Südamerikas das neue deutsche Motorschiff „Monteserrat“ (5700 Tonnen) in Dienst gestellt.

Nach einer amtlichen Meldung von holländischer Seite haben sich die Arbeitsbedingungen im Reich für viele holländische Arbeitslose so günstig entwickelt, dass ein grosser Andrang nach Deutschland hin herrscht.

Englischen Blättermeldungen zufolge soll vom Kolonialministerium die Ansiedlung jüdischer Emigranten im Norden von Britisch-Rhodesien (Südafrika) erwogen werden.

11. Dezember. — Der frühere englische Aussenminister Eden hielt vor viertausend Bewohnern Newyorks aus der reichsten Gesellschaftsklasse eine Rede über die Demokratie und ihre Verteilung vor „volksfremden“ Systemen. Bald darauf hatte er eine Unterredung mit dem bekannten halb-jüdischen Bürgermeister La Guardia.

In Jugoslawien ging die Regierungsliste des Ministerpräsidenten Stojadinowitsch siegreich aus den Wahlen hervor.

Die innerpolitische Lage in Rumänien ist nach Mitteilungen ungarischer Blätter seit der Erschiessung der Führer der „Eisernen Garde“ noch nicht ganz beruhigt. Man nimmt aber an, dass König Carol sich mit seiner Politik durchsetzen wird und sieht in der Ernennung des früheren Ministerpräsidenten Tatarescu zum Botschafter in Paris einen neuen Beweis für den mysteriösen Einfluss der Madame Lupescu auf die politischen Geschicke des Landes.

12. Dezember. — Die englischen und französischen Botschafter in Berlin haben im Auftrag ihrer Regierungen gebeten, dass das Reich das sogenannte Memelstatut aus dem Jahre 1934 beachten möge, das seinerzeit

von Frankreich, England, Italien und Japan unterzeichnet wurde. Die deutsche Regierung hat sich ihre Antwort auf dieses Ansinnen bislang vorbehalten.

König Georg von Griechenland erklärte bei einer Unterredung mit einem Londoner Zeitungsvertreter in Paris, dass der Balkanbund heute eine einzige Nation mit siebzehn Millionen Einwohnern darstelle (!)

Premierminister Chamberlain erklärte vor dem Unterhaus, dass kein Vertrag bestehe, wonach England im Falle eines Krieges Frankreichs gegen Italien zur Hilfeleistung verpflichtet sei.

In der Stadt Untermetzenseifen in der Slowakei verübten Ungarn einen Ueberfall auf eine deutsche Kundgebung und verletzten insgesamt 231 Personen durch Steinwürfe und Schüsse. Eine Untersuchung des Zwischenfalles wurde sofort eingeleitet. — Ungarns neuer Aussenminister Graf Stefan Czakay wird demnächst nach Berlin reisen.

Stalin hat den bisherigen GPU-Leiter Jeshow durch den besonders vertrauten Berija ersetzt. Von letzterem wird gesagt, dass sein Weg zu Stalin über einen Berg von Leichen geführt hat. Innerhalb der GPU herrscht ob des Kommandowechsels eine grosse Panik.

13. Dezember. — Die mexikanische Zeitung „Nacional“ teilt mit, dass bei der Regierung bisher zehntausend Einwanderungsgesuche von deutschen Juden eingelaufen sind. Doch soll beabsichtigt sein, wegen der bisherigen schlechten Erfahrungen alle Gesuche zurückzuweisen, in denen die Antragsteller sich als Landwirtschaftler anbieten.

Nach einer neuen Verordnung des Reichswirtschaftsministers sind für den 1. Januar neue strenge Massnahmen angekündigt, die den illegalen Abfluss von Kapitalien aus dem Reich verhindern sollen. Auf Touristenpass reisende Juden können keinerlei Gegenstände mehr nach dem Ausland mitnehmen, wenn es sich nicht um Dinge des persönlichen Gebrauchs handelt. — In Hamburg werden heute noch 178 jüdische Millionäre gezählt.

Die Arbeiter an den deutschen Wehrbefestigungen im Westen treten vom 21. Dezember bis 4. Januar ihren Weihnachtsurlaub an. Ein Teil kehrt nicht mehr an die alten Arbeitsstätten zurück, da die Grenzbefestigungen vielerorts programmässig vollendet wurden.

14. Dezember. — Der italienische Aussenminister wird in den nächsten Tagen der ungarischen Hauptstadt einen Besuch abstatten.

Reichsbankpräsident Dr. Schacht ist in London eingetroffen, wo er mit dem Leiter der Bank von England grundsätzliche Aussprachen haben wird, welche auch das britisch-deutsche Wirtschaftsverhältnis betreffen.

## Europäischer Ueberblick

Ciano vor der Faschistischen Kammer — Londoner Besuch in Rom — Englische Aufrüstung und Nichteinmischungsfiasko — Daladier hat gesiegt — Codreanus Ende — Neuer Mann in Prag

Das weltpolitische Ereignis der Uebergangswoche vom November zum Dezember war die Rede des italienischen Aussenministers Graf Ciano vor der Faschistischen Kammer anlässlich der Eröffnung der Sitzungsperiode. In Gegenwart des Duce, des römischen Kabinetts und fast des gesamten diplomatischen Korps gab der Schwiegersohn Mussolinis einen Rechenschaftsbericht, nicht nur für die Aussenpolitik seines Landes, sondern zugleich auch der Achse Berlin—Rom, der geradezu dramatisch gewirkt hat. Die Welt erlebte jene Krisenwochen vom September noch einmal mit Minutengenauigkeit. Der Ablauf der Ereignisse, der Europa und damit vielleicht die Welt hart an den Rand eines Krieges gebracht hatte, stellte mit überzeugender Deutlichkeit die Stärke der Verbindung Berlin—Rom dar und zeigte, wie entschlossen und zielklar die autoritären Staatsführungen nicht nur das Lebensrecht ihrer Völker zu sichern, sondern auch einen vernünftigen Frieden vorzubereiten wussten. Mit einer Exaktheit ohnegleichen hatte Italien eine Teilöffentlichkeit durchgeführt, von der die Weltöffentlichkeit kaum etwas gemerkt hat. Darüber hinaus enthüllte Ciano die diplomatische Zusammenarbeit des Duce mit dem Führer, die in einzigartiger Weise eine Situation meisterte, die den Gegenspielern bereits hoffnungslos erschien. Hier siegte die grössere politische Vernunft und das genialere taktische Können. Erfüllte Rechtsansprüche im Sinne des Selbstbestimmungsrechtes der Völker und nationale Sicherung waren die sichtbaren Erfolge dieser bereits wiederholt bewährten Zusammenarbeit. Mit Recht zitierte Ciano einen Satz aus der Rede Mussolinis auf dem Berliner Maifeld, der die weltanschauliche Verbundenheit und damit die europäische Freundschaft beider Nationen zum Inhalt hatte.

Die Staatsmänner der westlichen Demokratien können vor solchen Tatsachen ihre Augen nicht mehr verschliessen. Die Zeit der

Vogel-Strauss-Politik ist vorbei, und der besondere Realitätssinn der britischen Diplomaten kam zum Durchbruch. Sie wendet sich ab von einer Ideologie, die mit dem Begriff Versailles verknüpft war, und macht Konzessionen an gegebene Tatsachen. Chamberlain hatte den Weg nach Berchtesgaden und Godesberg und anschliessend mit seinem französischen Kollegen nach München gefunden. Nun hat er sich auch für eine Reise nach Rom entschlossen, wo er am 10. Januar mit seinem Aussenminister Lord Halifax eintrifft und auf der Basis der Münchener Vereinbarungen die politischen akuten Fragen mit dem Führer des faschistischen Italien besprechen wird. Die Inkraftsetzung der italienisch-englischen Osterverträge hat über die Münchener Konzeption hinaus den Weg von der Themse in die Ewige Stadt gebnet. Schon werden Kombinationen über den vermutlichen Inhalt der Gespräche angestellt. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, dass am Tiber die beide Länder interessierenden Fragen, das Mittelmeerproblem und die eventuelle Annäherung auch Frankreichs an Italien, zur Erörterung gelangen. Ist es doch der Wunsch der beiden westlichen Metropolen, in Europa zu einer politischen Konstellation zu gelangen, die in der Forderung nach einem Viermächtepakt schon oft genug zum Ausdruck gekommen ist. Die Erfüllung solcher Ambitionen dürfte allerdings von Bedingungen abhängig sein, deren Klärung noch manches diplomatische Rendezvous erfordern wird. Die Achse Berlin—Rom, ist das Gegengewicht zur Achse London—Paris, oder aber zu der demokratisch-liberalistischen Konzeption, die in Washington noch ihren besonderen Stützpfiler hat. Ein gesunder Machtgleichgewicht der Repräsentanten dieser Staatsdoktrinen ohne Einmischungsbedürfnis in die inneren Verhältnisse der anderen ist die Voraussetzung für eine Normalisierung der internationalen Lage.

Es sollte nicht schwer sein, diesem Prin-

zip zum Erfolg zu verhelfen. Der Londoner Nichteinmischungsausschuss ist hierfür ein be-  
 redtes Beispiel. Seit über zwei Jahren tobt  
 der spanische Bürgerkrieg, und die Institu-  
 tion von 52 Staaten hat es nicht fertig ge-  
 bracht, die Einmischung staatsgefährlicher Ele-  
 mente auf der iberischen Halbinsel zu ver-  
 hindern. Seit Monaten herrscht in dem Aus-  
 schuss des Lord Plymouth eine Resignation,  
 die sich nun in dem Austritt dreier Staaten  
 Luft gemacht hat. Belgien, Holland und  
 Schweden haben sich entschlossen, ihre De-  
 legierten zurückzuziehen und damit der nutz-  
 losen Arbeit des Nichteinmischungsausschus-  
 ses den Rücken zu kehren. Riesensummen an  
 Devisen hat dieser Ausschuss verbraucht.  
 Stundenlange Debatten haben akademisch Pro-  
 bleme gewälzt, während in Spanien das un-  
 erbittliche Ringen weiterging und Moskau sei-  
 ne Reserven ins Feld führte. Die Entschei-  
 dung wird dort mit den Waffen gefällt wer-  
 den müssen. Kompromisse sind aussichtslos.  
 Der Kampf muss bis zum bitteren Ende aus-  
 gefochten werden.



**Für die Ferien**  
**ISOCHROM**  
 Der Film für jedes Wetter

Kein Wunder, wenn trotz aller theoretischen  
 Phrasen auch England daran geht, seine Rüs-  
 tung zu vervollkommen. Der Militäretat für  
 alle drei Waffengattungen sieht für das be-  
 vorstehende Jahr 1939 etwa 475 Millionen  
 Pfund vor. Das ist ein Betrag, der sechs-  
 mal so gross wie in den Jahren 1913 und  
 1914 und fünfmal so gross wie in den Jah-  
 ren 1932 und 1933 ist. Um diese enormen  
 Mittel aufzubringen, ist die englische Be-  
 völkerung auf eine nicht unerhebliche Sonder-  
 steuer gefasst. Eine nationale Stammrolle wird

angelegt, die im Ernstfalle von der orga-  
 nisierten freiwilligen Dienstpflicht zur Zwangs-  
 dienstpflicht überleiten soll. England rüstet,  
 wie die ganze Welt rüstet. Deutschland be-  
 unruhigen diese Massnahmen nicht, denn das  
 Reich hegt keine offensiven Pläne, die Al-  
 bion in Furcht zu setzen brauchen. Der Füh-  
 rer hat wiederholt zum Ausdruck gebracht,  
 dass es ihn nicht beunruhige, wenn andere  
 Staaten das Mass ihrer Sicherheit selbst be-  
 stimmen. Ihn würde höchstens beunruhigen,  
 Deutschland unvorbereitet zu wissen.

Zielklare Entschlossenheit ist die Stärke ei-  
 nes jeden Staatsmannes. Endlich hat sich ein  
 französischer Regierungschef gefunden, der  
 den marxistischen Unterweltversuchen ein  
 energisches Halt entgegengesetzt hat. Daladier  
 hat eine Kraftprobe bestanden, die ihn so-  
 wohl innen- als auch aussenpolitisch aus der  
 Krise der letzten Wochen gestärkt hervorge-  
 hen lässt. Der gegen seine aussenpolitische  
 Friedenspolitik versuchte Anschlag der über-  
 wundenen Volksfront und ihrer Gewerkschaf-  
 ten ist gescheitert. Der Generalstreik ist zu-  
 sammengebrochen. Militär und Mobile Gar-  
 de hielten die eiserne Wache. Kriegsgerichte  
 verurteilten die Handlanger des Bolschewis-  
 mus. Ein Requirierungsgesetz sorgte für die  
 Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, für  
 die Durchführung des Verkehrs und die Si-  
 cherung der notwendigen Arbeiten. Der An-  
 satz zu einer neuen französischen Innenpoli-  
 tik ist gemacht. Daladier konnte mit Ruhe  
 den am 8. Dezember stattgefundenen Kam-  
 merdebatten entgegensehen. Unter diesen Vor-  
 aussetzungen konnte die geplante deutsch-  
 französische Annäherungspolitik ihre Fortset-  
 zung finden, die in dem Besuch des deut-  
 schen Reichsaussenministers in Paris ihren  
 sinnfälligen Niederschlag fand.

In einem anderen Lande Südosteuropas ist  
 wieder einmal der Kampf gegen Bestrebungen  
 zum Durchbruch gekommen, die ebenfalls na-  
 tionale und autoritäre Vorzeichen tragen. In  
 Rumänien fielen Schüsse gegen den Reprä-  
 sentanten des liberalen Systems in der Per-  
 son des Klausenburger Universitätsrektors  
 Stefanescu Goanga. In Bukarest vermutete  
 man sofort, dass es sich bei den Attentätern  
 um Angehörige der verbotenen „Eisernen  
 Garde“ handeln müsse, deren Führer Co-  
 dreanu seit Jahresfrist im Gefängnis sass.  
 Bei der Ueberleitung in ein anderes Gefäng-  
 nis sind er und zwölf seiner befähigsten An-  
 hänger auf der Flucht erschossen worden,  
 wie in der amtlichen Verlautbarung behaupt-  
 et wird. Es mehren sich bereits die Stim-  
 men im Ausland, die die Persönlichkeit des  
 erschossenen Codreanu zu würdigen wis-  
 sen und zwischen den Zeilen Auffassungen  
 andeuten, die für das rumänische Regie-  
 rungssystem nicht gerade schmeichelhaft sind.  
 Die derzeitige rumänische Staatsführung hat



**Das schönste Weihnachtsgeschenk!**  
**Prata Wolff**  
 FEINE BESTECKE  
 FEINE METALLWAREN  
 IN ALLEN GUTEN FACHGESCHÄFTEN GANZ BRASILIENS

„vorsorglich“ Polizei- und Militärmassnahmen  
 ergriffen, um ihr Regime zu sichern und  
 jeden nationalen Oppositionsversuch im Keim  
 zu ersticken. Man wird mit Interesse abwar-  
 ten müssen, in welcher Richtung die weitere  
 innenpolitische Entwicklung des Landes ver-  
 laufen wird. Erschossene Führer pflegen nur  
 zu leicht gewaltsam unterdrückten Bewegun-  
 gen neuen Auftrieb zu geben.  
 Eine ruhigere Entwicklung bahnt sich in-  
 dessen in der Tschecho-Slowakei an. Die  
 Abgeordnete beider Parlamente haben in der  
 Person des bisherigen Präsidenten des tsche-  
 chischen Oberverwaltungsgerichtes in Prag,  
 Dr. Emil Hacha, das dritte Staatsoberhaupt  
 dieses Landes gewählt. Hacha gilt als ein  
 parteipolitisch nicht gebundener Mann. Er ist  
 ein Jurist von Ruf, der sich seinen Namen  
 durch zahlreiche fachliche Abhandlungen und  
 wissenschaftliche Werke gemacht hat. Allge-

mein erwartet man von ihm eine leidenschafts-  
 lose und überlegte Staatsführung. Das Kabi-  
 nettsmitglied Sirovy hat verfassungsmässig seinen  
 Rücktritt eingereicht. Dem General ist der  
 Ministerpräsident und Vorsitzende der tsche-  
 chischen Nationalpartei, Rudolf Beran, ge-  
 folgt. Auch dieses neue Kabinettsmitglied  
 der bisherigen Erklärungen seiner Mitglie-  
 der entschlossen, gegenüber Deutschland eine  
 loyale Politik einzuhalten und in wirtschaft-  
 licher Hinsicht zu einer Zusammenarbeit zu  
 gelangen, die nicht nur im Interesse des Pra-  
 ger Bundesstaates selbst, sondern darüber  
 hinaus im Interesse des mittel- und südost-  
 europäischen Friedens ist. So hat sich inner-  
 halb weniger Monate das Verhältnis zweier  
 Staaten gewandelt, weil die Aussenpolitik des  
 Dritten Reiches bestimmt wird von der Ab-  
 sicht einer Stabilisierung des europäischen  
 Gleichgewichts.  
 Dr. Bn.

## Die Front der Nationalen Solidarität

Berlin, im Dezember

Einmal in jedem Jahr gehen die führen-  
 den Männer von Partei und Staat mit den  
 Sammelbüchern mitten ins Volk hinein, um  
 für das Winterhilfswerk zu sammeln. Jedes  
 Jahr ist der Erfolg grösser geworden. Der  
 diesjährige Tag der Nationalen Solidarität  
 gestaltete sich zu einem Sammelerfolg, der die  
 kühnsten Erwartungen weit in den Schatten  
 stellte. Das Ergebnis ist mehr als 50 vH.  
 höher als das des letzten Jahres. Das war  
 der Dank eines 80-Millionen-Volkes an den  
 Führer für die grossen geschichtlichen Er-

folge dieses Jahres! Dieser Tag der Natio-  
 nalen Solidarität ist eine herrliche Demon-  
 stration der wahren Volksdemokratie: Die  
 politischen Führer gehen auf die Strassen  
 und sammeln für das WHW. In welcher  
 Demokratie der Welt wäre das möglich? In  
 welchem Lande auf dieser Erde kommen die  
 einzelnen Volksgenossen freudig zu den  
 Sammlern, um freiwillig ihren Opfergroschen  
 zu geben.

Am 3. Dezember in den Nachmittagsstun-  
 den war ganz Berlin auf den Beinen, und  
 überall standen die Männer von Partei, Staat,

Kunst und Wissenschaft, um die Spenden  
 entgegenzunehmen. Auch die AO war dabei,  
 voran Gauleiter Bohle, der Unter den Lin-  
 den sammelte. Hier kamen Auslandsdeutsche  
 aus allen Teilen der Welt, die sich gerade  
 in Berlin aufhielten, um ihrem Gauleiter die  
 WHW-Spende zu geben. Einige Male mus-  
 te die gefüllte Sammelbüchse mit einer neuen  
 vertauscht werden, die dann auch bald sehr  
 „gewichtig“ wurde. Volksgenossen aus Ber-  
 lin, aus dem Sudetenland, aus der deutschen  
 Ostmark und aus allen anderen Gauen des  
 Reiches zogen vorüber und warfen ihren Gro-  
 schen in die Sammelbüchse. Unter den Lin-  
 den sah man noch manche Menschenansamm-  
 lungen, überall standen prominente Samm-

ler. In der Nähe des Sammelplatzes von  
 Gauleiter Bohle sah man noch den Adjutan-  
 ten des Führers Wiedemann, Reichsaussen-  
 minister von Ribbentrop und Oberguppenfüh-  
 rer Brückner.

Die grosse Kameradschaft der 80 Millio-  
 nen hat sich am Tage der Nationalen Soli-  
 darität bewährt. Der Aufruf des Führers in  
 der Eröffnungsrede zum WHW im Sport-  
 palast am 5. Oktober d. J. ist vom ganzen  
 Volk verstanden worden. Er sagte: „Diese  
 deutsche Volksgemeinschaft ist wirklich prak-  
 tisch angewandter Sozialismus und damit Na-  
 tionalsozialismus im höchsten Sinne des Wor-  
 tes. Jeder ist hier verpflichtet, seinen Anteil  
 zu tragen.“



Am Tag der Nationalen Solidarität, als alle führenden Männer des Dritten Reiches sich in  
 den Dienst des WHW stellten, sammelte Gauleiter Bohle Unter den Linden in Berlin.



Zum Tag der Nationalen Solidarität. — Der Leiter des Rückwandereramtes der AO, An-  
 derssen, sammelt. Ganz rechts hinter der Tafel „br., br., br.“)

# DIE BILDER DER WOCHE



Ein Opfer, wie es die Welt noch nie gesehen hat! — Die Strassensammlung für das Winterhilfswerk am 3. Dezember 1938, dem „Tag der Nationalen Solidarität“, erbrachte mehr als fünfzehn Millionen Reichsmark an Spenden. Damit ist das glänzende Ergebnis des Jahres 1937, das fast acht Millionen Reichsmark erbrachte, um 73 vom Hundert übertroffen worden. Auch im Opfern ist das deutsche Volk einig. — Unser Bild: Hermann Göring sammelt!



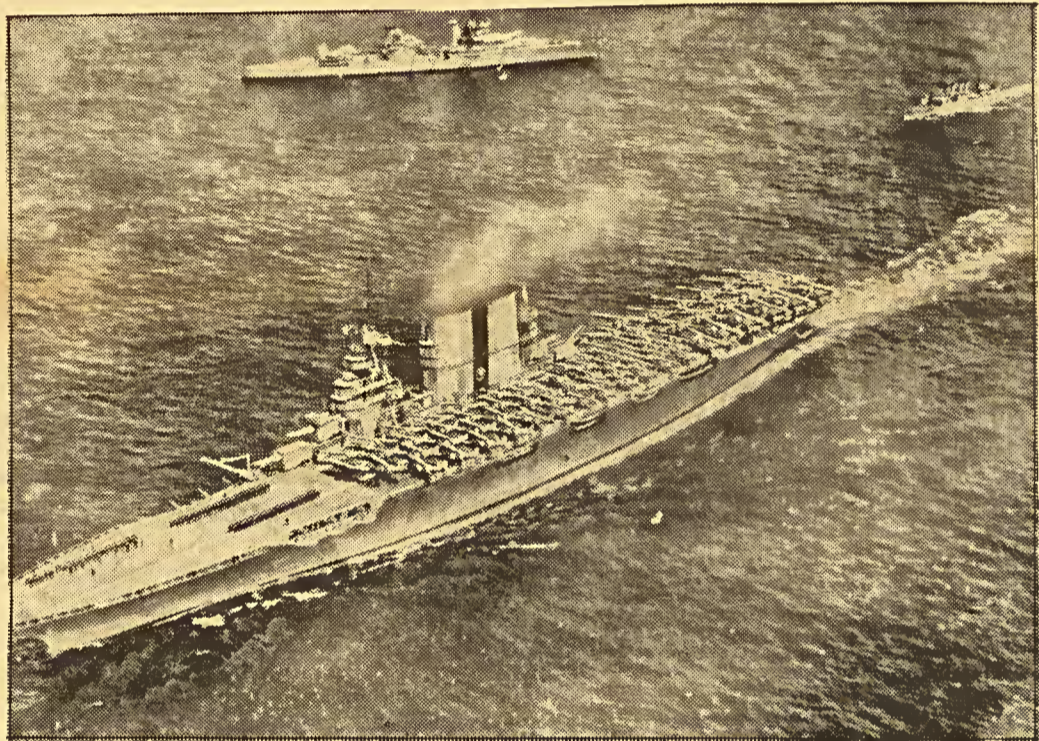
Zum Tag der Nationalen Solidarität. — Der „Mustergatte“ Heinz Rühmann erhält vom Führer in der Reichskanzlei eine Spende.



Der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei hat die Traditionen der ehemaligen Polizeitruppen in den deutschen Kolonien einzelnen Formationen der Ordnungspolizei übertragen. So erhielt die erste Schutzpolizei-Hundertschaft in Hamburg die Tradition der ehemaligen Polizeitruppe Kiautschou. Als Traditionsabzeichen wird von den Angehörigen dieser Formationen auf dem linken Rockärmel das „Kreuz des Südens“ getragen.

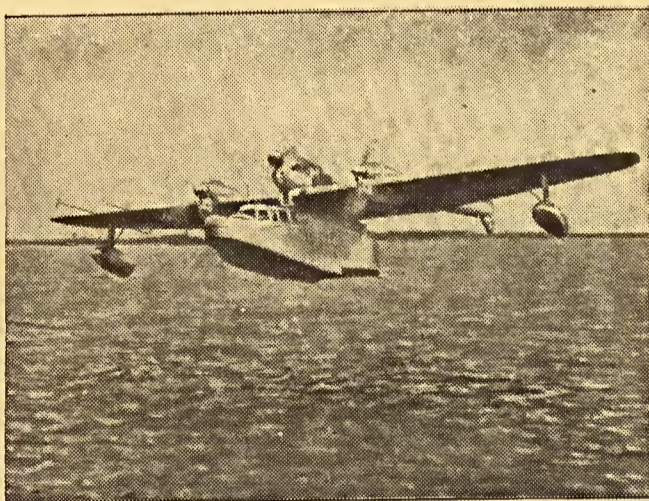


Abstimmung der Sudetendeutschen im Ausland. — In Genua wurde an Bord des deutschen Dampfers „Stuttgart“ bereits die erste Abstimmung für diejenigen Sudetendeutschen durchgeführt, welche sich zum Reichstagswahltermin auf einer Auslandsreise auf See befinden.



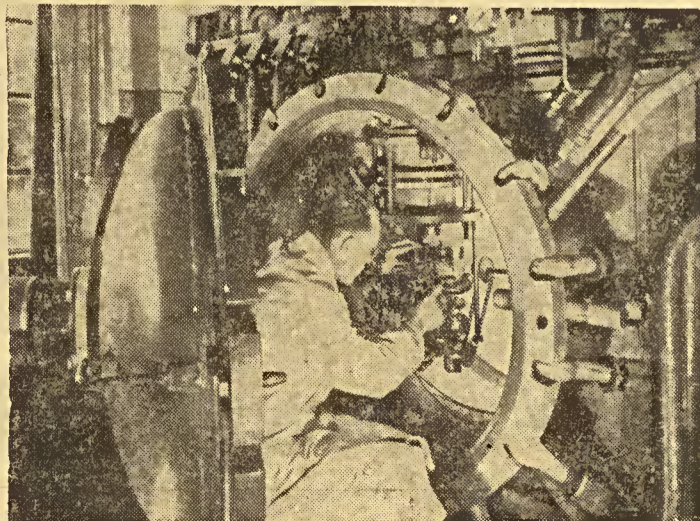
Zum Stapellauf des ersten deutschen Flugzeugträgers. — In kommender Woche wird der erste deutsche Flugzeugträger in sein Element gleiten. Wir zeigen hier eine Luftaufnahme des amerikanischen Flugzeugträgers „Saratoga“.

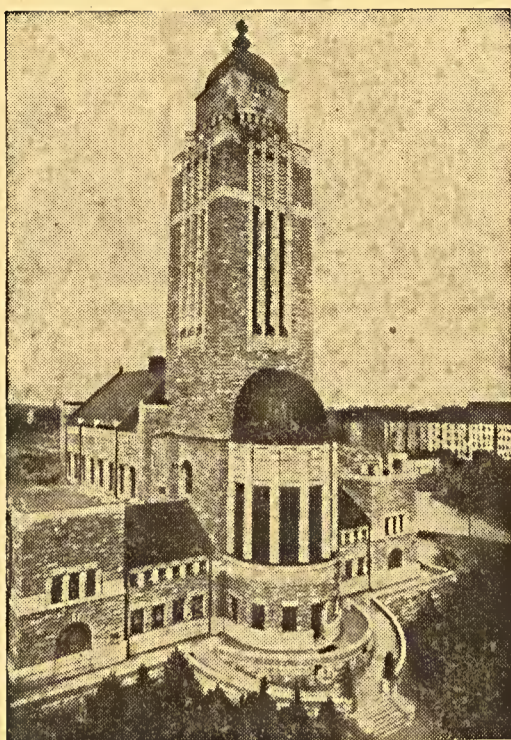
Neuer Stunden-Weltrekord für Motorboote. — Anfang November stellte Mayenburg-Deutschland mit 104,950 Stundenkilometer einen neuen Stundenweltrekord der 1200-kg-Bootklasse auf. Sein Rennboot „Mathea III“ stellt im Hinblick auf die Dauerleistungen einen einzigartigen Erfolg dar. In dieser Klasse bestand nur ein Dreistunden-Rekord mit 46,8 Stundenkilometer, der von Vasseur-Frankreich aufgestellt wurde. — Unser Bild zeigt das Rennboot „Mathea III“ bei seiner Weltrekordfahrt.



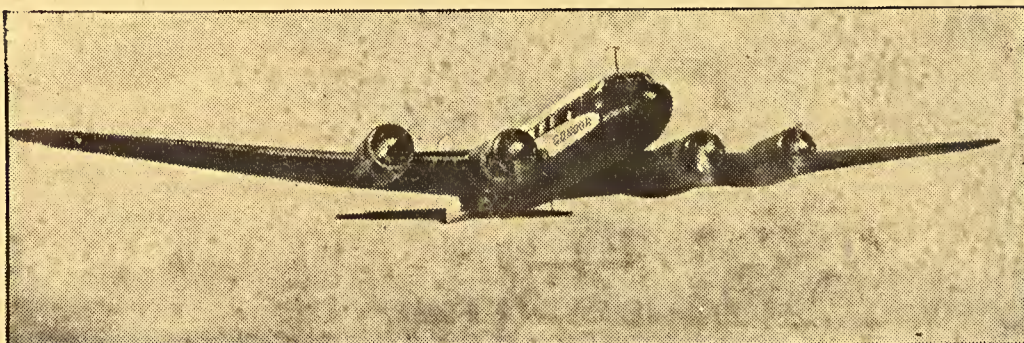
See-Fernkunder fliegt fünftausend Kilometer. — Die seit fünf Jahren bestehende Abteilung Flugzeugbau der Hamburger Schiffswerft Blohm und Voss hat in überraschend schneller Folge die Entwicklung vom kleinen einsitzigen Versuchsflugzeug bis zum zurzeit grössten Schwimmerflugzeug der Welt durchlaufen. Die Werft hat nun auch ein grosses dreimotoriges, hochseefähiges Flugboot von 11,8 Tonnen Fluggewicht herausgebracht, den See-Fernkunder „Ha 138“, der mit drei Junkers-Schwerölmotoren vom Typ „Jumo 205 c“ ausgerüstet ist. Dieses Flugboot, das durch seine grossen Leistungen besonders bei der Militärluftfahrt des Auslandes Aufsehen erregen dürfte, ist ausgezeichnet bewaffnet, hat eine Reichweite von 3500 bis 5000 Kilometer und erreicht eine Geschwindigkeit von 275 Kilometer, die der Verwendung des Flugbootes als See-Fernkunder und Langstreckenflugzeug vollauf genügt.

Ein Explosionsversuchsfeld für elektrische Maschinen. — Als einziges Laboratorium der Elektroindustrie erforschen die Siemens-Werke, Berlin die explosiven Gase und Dämpfe, die für den Bau explosionsicherer Maschinen von Bedeutung sind. Explosionsgeschützte elektrische Maschinen sind die Voraussetzung für die Sicherheit in allen Fabriken, in denen hochexplosive Gase auftreten. — Unser Bild gewährt einen Blick in den Explosionsprüfraum der Siemens-Werke mit der elektrischen Zündung im Prüfgewehäuse.





Helsinki, die Stadt der Olympischen Spiele 1940! — Unser Bild zeigt die wegen ihrer interessanten Bauart bekannte Kallionkirche in der finnländischen Hauptstadt.



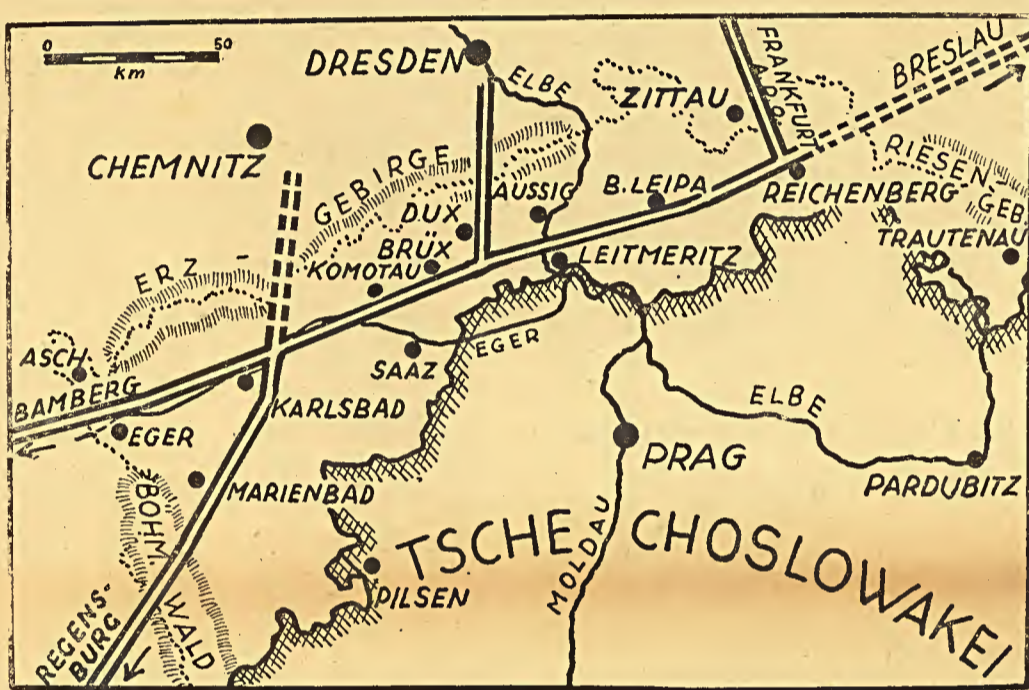
Vom Langstreckenflug des „Condor“. — Oben: Das Focke-Wulf-Flugzeug „Condor“. — Unten: die Streckenführung.



Berliner Mädels basteln eifrig Spielzeug, das zum Weihnachtsfest die Herzen der Kinder erfreuen soll. — Auf unserem Bild sehen wir ein Mädel beim Bemalen von Holztieren.



Pietro Mascagni fünfundsiebzig Jahre alt. — Der bekannte italienische Opernkomponist beging am 7. Dezember seinen 75. Geburtstag. Aus seinem zahlreichen musikalischen Schaffen hat die Oper „Cavalleria rusticana“ Weltberühmtheit erlangt.



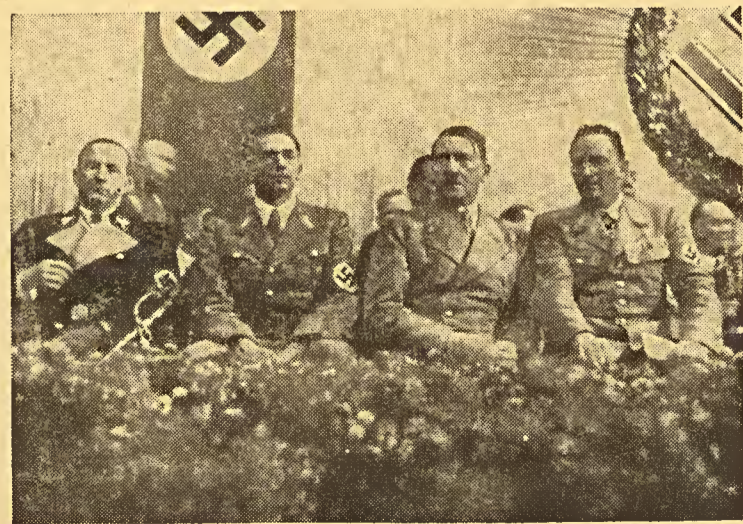
Der erste Spatenstich zum Bau der Reichsautobahn im Sudetenland. — In Eger begann mit dem ersten Spatenstich des Stellvertreters des Führers, Rudolf Hess, der Bau an der Reichsautobahn im Sudetenland. — Unsere Karte zeigt die geplante Autobahn mit ihren Anschlüssen an die Strecken des Altreiches.



Abgeordneter Beran bildet die neue tschechische Regierung. — Der neue Staatspräsident der Tschechoslowakei, Dr. Hacha, hat den Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses der neuen tschechischen Einheitspartei mit der Neubildung der Regierung beauftragt.



Zur Reichstagsergänzungswahl im Sudetengau gab die Reichspost diese Erinnerungskarte heraus. Das Sudetenland im Zeichen der Reichstagsergänzungswahl. Arbeiter vor den Plakaten in Dux.



Links:

Zu den Wahlen im sudetendeutschen Gebiet. — Adolf Hitler in der grossen Messehalle von Reichenberg während der grossen Wahlkundgebung. Rechts Gauleiter Henlein, links sein Stellvertreter Frank und Reichspressechef Dietrich.

Rechts:

Das Autobahn-Hotel „Magdeburger Börde“ liegt an der Kreuzung der Autobahnen Berlin-Hannover und Halle-Hamburg. Auf der gegenüberliegenden Seite der Autobahn liegt das Hotel, das 200 Gäste aufnehmen kann. Jeder Raum hat Telefon- und Lautsprecher-Ruf-Anlage. Vorne entsteht eine Grossreparaturwerkstätte für Fernlastzüge und Personenwagen sowie ein Parkplatz



# Aus dem Volk für das Volk

## Jedem Dorf ein Gemeinschaftshaus

Im Rahmen der Reichsarbeitstagung des Amtes „Schönheit der Arbeit“ der Deutschen Arbeitsfront sprach der Leiter der Reichsarbeitsgemeinschaft „Das schöne Dorf“ über die besonderen Aufgaben, die die DAF in der Betreuung der Dörfer löst. Dabei gab er bekannt, dass die Deutsche Arbeitsfront in jedem deutschen Dorf ein Gemeinschaftshaus schaffen will. Das Dorfgemeinschaftshaus soll der Mittelpunkt eines jeden Dorfes werden, und von ihm aus wird sich dann auch das neue Dorfbild gestalten lassen. Das wirkliche Gesicht eines Dorfes kann nur gestalten, wer selbst eine Bindung zum Volkstum hat und so aus der Landschaft heraus einen Baustil entwickelt, der auf die guten Traditionen in der ländlichen Bauweise aufbaut. Das Amt „Schönheit der Arbeit“ will dahin wirken,

dass in den Dörfern wieder die sogenannten Ortssatzungen aufleben, oder neu gegründet werden, wo sie bereits in Vergessenheit geraten sind. Mit Hilfe der Ortssatzungen wird dann künftig wieder festgelegt sein, in welchem Rahmen gerade wieder in den Dörfern zu bauen ist. So wird die Deutsche Arbeitsfront dazu beitragen, dass das deutsche Dorf sein eigenes Gesicht behält, wobei die DAF selbstverständlich dafür sorgen wird, dass in jedem Fall alle sozialpolitischen Erfordernisse berücksichtigt werden. Durch das Zusammenwirken aller verantwortlichen Kräfte gilt es, das Wohnen auf dem Lande so zu gestalten, dass es niemanden mehr geben wird, der etwa an die Landflucht denkt.

## Wer reist mit Kraft durch Freude?

Sind es nur gewisse „gehobene“ Berufe, gewisse Schichten, die mit KdF reisen, oder reisen alle? Die Organisation der Schaffenden stellt regelmässig Erhebungen über diese Fragen an. Man findet darin, gleich welche Erhebungen man herausgreift, immer wieder bestätigt, dass der Handarbeiter und der Kopfarbeiter mit KdF in den Urlaub fahren. So waren in einem Gau die KdF-Reiseteilnehmer eines Jahres zu nicht ganz einem Drittel aller KdF-Urlauber Arbeiter und Arbeiterinnen. Kaufmännische Angestellte hielten mit 22 vH. den zweiten Platz, dicht gefolgt von den „Hausfrauen ohne Beruf“ mit beinahe 20 vH. Mit Beteiligungsziffern von jeweils weniger als 7 vH. folgten die Freien Berufe, Rentner, gewerbliche Angestellte, Beamte, Pensionäre und selbständige

Gewerbetreibende. Bemerkenswert ist dabei auch der Verlauf der Gehaltsgrenze dieser KdF-Urlauber, den nachstehende Tabelle zeigt:

Hundertst	Gehaltshöhe in RM
30,71	100
20,67	100—150
15,77	150—200
5,72	200—250
2,80	250—300
2,62	300 und darüber
21,71	Hausfrauen, Kinder ohne Einkommen

Die Zahlen weisen von Anfang an auf das Ziel. Mit KdF reisen alle Berufe, und den grössten Anteil stellen jeweils Arbeiter und Arbeiterinnen der Hand.

## Kraft durch Freude in eindrucksvollen Zahlen

### Die Gaudienststelle Düsseldorf gibt eindrucksvolle Zahlen von der KdF-Arbeit bekannt

In der Zeit von Anfang November 1937 bis Ende Oktober 1938 wurden 373.279 Volksgenossen von der Abteilung Reisen-Wandern und Urlaub betreut. An den Feierabendveranstaltungen der Gaudienststelle nahmen im gleichen Zeitabschnitt 776.577 Volksgenossen teil, und an Veranstaltungen von „Volkstum und Brauchtum“ 982.443. Die Kurse, Vortragsreihen und Arbeitskreise des Deutschen Volksbildungswerkes zählten im Gau rund 200.000 Teilnehmer, während sich am KdF-Sport fast 1 Million Volksgenossen beteiligten.

Auch die Tätigkeit auf dem Arbeitsgebiet „Schönheit der Arbeit“ im vergangenen Jahr

hat im Gau Düsseldorf sehr beachtliche Erfolge aufzuweisen. 210 Betriebe erhielten Verbesserungen und Neuanlagen im Gesamtwert von über 6 Millionen RM. Elf Dörfer werden zurzeit von der Aktion „Das schöne Dorf“ erfasst. Einen bemerkenswerten Aufstieg hat das KdF-Monatsprogrammheft zu verzeichnen, dessen Gesamtauflage sich im Berichtsjahr auf rund 2 Millionen Exemplare belief.

Insgesamt wurden durch Veranstaltungen der Abteilungen Reisen-Wandern und Urlaub, Feierabend, Deutsches Volksbildungswerk und Sport im Gau Düsseldorf im letzten Jahr über 2,5 Millionen Volksgenossen erfasst.

## Kammersextett der Staatsoper

### spielte für die Schaffenden in der Ostmark

Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ hat in einem kleinen Städtchen Tirols von knapp 2000 Einwohnern das berühmte Kammersextett der Berliner Staatsoper spielen lassen. Das war in einer solchen Stadt ein grosses Wagnis, doch es ist gelungen. Rund 500 Volksgenossen waren gekommen, darunter sehr viele Arbeiter. Alle nahmen

mit grosser Dankbarkeit das künstlerische Erlebnis klassischer deutscher Musik in sich auf. Der Beifall, der das Kammersextett hier im Saale einer Kleinstadt belohnte, war nicht weniger herzlich und freudig bewegt wie in all den grossen Städten, in denen es sonst auftritt.

## Das überwältigende Bekenntnis

### der Auslandsdeutschen zu Führer und Reich

#### Rundtelegramm des Gauleiters an die Sudetendeutschen im Ausland

Berlin, im Dezember

Die Abstimmungsergebnisse von den Ergänzungswahlen der Auslandsudetendeutschen zum Grossdeutschen Reichstag:

	Gesamtstimmen	Ja-Stimmen	Nein-Stimmen	ungültig
Wien	791	791	—	—
Graz	649	647	1	1
Innsbruck	527	527	—	—
Villach	105	105	—	—
Aachen	427	427	—	—
Tilsit	91	91	—	—
Beuthen	371	371	—	—
Breslau	183	183	—	—
	3.144	3.142	1	1

Für die Tausende sudetendeutscher Volksgenossen, die im europäischen und überseeischen Ausland leben, waren die Ergänzungswahlen vom 4. Dezember der Appell, auch ihrerseits durch Stimmabgabe oder, wo sich

dies nicht ermöglichen liess, durch Treuekundgebungen ihr rückhaltloses Einstehen für Führer und Reich zum Ausdruck zu bringen.

In einer Reihe deutscher Grenzbahnhöfe war den Sudetendeutschen die Gelegenheit gegeben, in besonders eingerichteten Wahllokalen abzustimmen. Gauleiter E. W. Bohle war vom Führer mit der Durchführung der Wahlvorbereitungen beauftragt worden, und er hatte Männer entsandt nach Tilsit, Aachen, Breslau, Beuthen, Wien, Graz und Innsbruck, um die zum Teil in Sonderzügen ankommenden Wähler willkommen zu heissen und in gemeinsamer Arbeit mit den örtlichen Gliederungen der Bewegung für ihre Betreuung zu sorgen.

Keine Opfer und Mühen waren den Sudetendeutschen im Auslande zu gross, um an dieser Abstimmung teilnehmen zu können. So liessen es sich die Hunderte von Wahlberechtigten aus Jugoslawien nicht nehmen, nach Graz und Villach zu kommen, trotz-

dem sie zum grössten Teil zwei Nächte mit der Bahn fahren und die gesamte Reise aus eigenen Mitteln bestreiten mussten. Während war die Anteilnahme der Grenzbevölkerung, die unter Führung der AO-Vertreter und der örtlichen Parteigliederungen für Verpflegung, Unterkunft und Erholung der Besucher alle Kräfte einsetzte.

Wahlberechtigte aus Lettland und Litauen kamen nach Tilsit. Unter ihnen waren viele, die seit über 10 Jahren Deutschland nicht mehr gesehen hatten. Und so kam es, dass nach dem Erleben dieser herrlichen zwei Tage auf Reichsgebiet in der Abschiedsstunde einige Männer und Frauen die schon gelösten Fahrkarten zurückgaben, um trotz grösster Schwierigkeiten noch einige Tage in der Heimat weilen zu können.

Aus den polnischen Gebieten Kattowitz, Bielez, Teschen und Krakau kamen Hunderte von Wahlberechtigten mit Bahn und Auto, die nach Empfang durch den Vertreter der AO und der Kreisleitung Beuthen durch die

festlich geschmückte Stadt geführt wurden, und nach einer grossangelegten Gemeinschaftsveranstaltung ihre Stimme abgaben. Es waren Männer und Frauen von über 80 Jahren dabei, denen keine körperliche Anstrengung zu viel war, um dem Führer ihre Stimme zu geben.

Gauleiter Bohle erhielt von den Sudetendeutschen in Ungarn, Jugoslawien, Italien und Mexiko und aus zahlreichen überseeischen Hafenorten, wo sich eine Abstimmung nicht ermöglichen liess, telegraphische Treuekundgebungen, die die Geschlossenheit der Sudetendeutschen eindeutig zum Ausdruck brachten. Da eine gesonderte Danksagung für alle Beweise nicht möglich war, dankte der Gauleiter mit einem Rundtelegramm:

„Ich danke Ihnen allen für Ihre Grüsse und bin stolz auf Ihr Bekenntnis zum Führer. Das ganze Auslandsdeutschtum heisst die Auslandsudetendeutschen in ihren Reihen in treuester Kameradschaft willkommen. Heil Hitler! gez. Gauleiter Bohle.“

## Aus der Bücherei

### „Bolschewismus“

Eine Schriftenreihe im Auftrage von Reichsleiter Alfred Rosenberg, herausgegeben von Georg Leibbrandt im Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., München.

Gerade der Deutsche im Ausland ist durch das Weltjudentum einer dauernden, gesteigerten Bedrohung an Leib und Seele ausgesetzt. Der Mord von Paris hat das erneut mit aller Deutlichkeit gezeigt und diese ausserordentliche Gefahr in ein grelles Schlaglicht gerückt. Deshalb heisst es für den Auslandsdeutschen, besonders auf der Hut zu sein! Er hat zwar die Grösse der Gefahr und die Gefahrenquelle klar erkannt, doch kennt er nicht, wenigstens nicht ausreichend, Mittel, Wege und Menschen, die diese Gefahr heraufbeschwören. Er muss sich aber gegen sie in jeder Hinsicht schützen, wenn er draussen bestehen will. Die Abwehrmittel liegen aber nicht nur im Erkennen der Gefahr, sondern in erster Linie in der genauen Kenntnis der Waffen seines ärgsten Feindes. Den Auslandsdeutschen die notwendigen Abwehrmittel in die Hand zu geben, ist Aufgabe der nachfolgend besprochenen Schriftenreihe „Bolschewismus“, die eine umfassende Aufklärung über Mittel, Wege und Methoden von führenden Persönlichkeiten des Dritten Reiches bringt.

Heft 1: „Pest in Russland“, von Alfred Rosenberg.

In dieser Schrift stellt A. Rosenberg die dem Bolschewismus zugrundeliegenden Zusammenhänge und Tatsachen dar und schildert die Methoden, mit denen die Völker der UdSSR geknechtet werden und mit denen versucht wird, die Völker ausserhalb der Sowjetunion unter den bolschewistischen Einfluss zu bringen.

Heft 2: „Moskaus Aufmarsch gegen Europa“ von Georg Leibbrandt

In den Aufsätzen der vorliegenden Schrift sind die Methoden des bolschewistischen Kampfes gegen Europa zusammengefasst.

Heft 3: „Der Bauer in der Sowjetunion“ von Dr. Otto Keil, mit einem Vorwort von Reichsbauernführer R. Walter Darré.

Auf ihrem eigenen Boden hat es die UdSSR durch jahrelange Misswirtschaft verstanden, die Bauernschaft völlig zu ruinieren. Dies ist kein zufälliger Irrtum oder eine Unfähigkeit der Sowjetregierung, sondern eins von den vielen Mitteln zur Beseitigung der sich der Macht der jüdischen Herrscherclique entgegenstellenden Hindernisse. Weiter wird die

Agrarpolitik der Sowjets ausführlich geschildert.

Heft 4: „Moskau und die islamische Welt“ von Paul Schmitz.

Aus bester Kenntnis der Sachlage entwickelt der Verfasser dieses Heftes, der Berichterstatter des „Völkischen Beobachters“ in Kairo, ein Bild vom heutigen Stand des Bolschewismus in den islamischen Ländern.

Heft 5: „Jüdische Weltpolitik in Selbstzeugnissen“ von Georg Leibbrandt, mit einer Einführung von Reichsleiter Alfred Rosenberg.

In dieser Veröffentlichung kommt der Hass des Juden gegen den europäischen Menschen in erschreckendster Form zum Ausdruck. Eines der ausführlichsten und interessantesten Dokumente ist das fingierte Gespräch zwischen dem nach USA ausgewanderten galizischen Juden Samuel Roth und dem zionistischen Politiker Israel Zangwill. Bisher noch nirgends veröffentlicht ist das im gleichen Heft abgedruckte „Protokoll der Poale Zion“, aus dessen Wortlaut hervorgeht, wie das Judentum mit Hilfe des Bolschewismus die Ukraine unterjochte.

Heft 6: „Europa und sein Todfeind“ von Alfred Rosenberg.

Diese Schrift zeigt eine Zusammenstellung vier grundlegender Reden von Reichsleiter Alfred Rosenberg aus der letzten Zeit über das bolschewistische Problem.

Heft 7: „Prag und Moskau“ von Hans Krebs, mit einem Geleitwort von Reichsminister Dr. Wilhelm Frick.

Gauleiter Hans Krebs untersucht in seiner Schrift die historischen und rassistischen Grundlagen des Zusammengehens zwischen Prag und Moskau. Diese Schrift klärt jeden Volksgenossen darüber auf, wie von der Tschecho-Slowakei vor der Umbildung als dem „Flugzeugmutterland der UdSSR“ aus die Diktatur des Proletariats, das heisst des jüdisch-bolschewistischen Untermenschentums, in Europa verwirklicht werden sollte.

Diese bisher erschienenen Hefte zeigen den Aufbau und die Zielsetzung, welche dieser Schriftenreihe „Bolschewismus“ zugrundeliegen. Sie dient auf Anordnung von Reichsleiter Alfred Rosenberg als Grundlage für die Schulungsarbeit der Bewegung. Aus der gleichen Haltung heraus werden auch die nächsten Veröffentlichungen Probleme zur Darstellung bringen, deren Behandlung für die politische Aufklärung unerlässlich ist.

## „Scheidungsreise“ Eine lustige Filmkomödie

Gut unterhalten wurde das Publikum im Berliner Gloriapalast durch eine vergnügte „Scheidungsreise“, die natürlich zu keiner Scheidung, wohl aber zu einem durch kein Hundegeschell mehr gestörten Eheglück führt. Denn Frauchens vierbeiniger Liebling war es nämlich, der nach dem Willen des in seinen Dialogen recht witzigen Drehbuchautors Heinrich Spörl den Ehekrach gleich in der Hochzeitsnacht verschuldete und zur Erzielung des happy end die vierzehntägige Omnibusfahrt ins Vergnügen notwendig machte, die uns über das mittelalterliche Quedlinburg nach Salzburg und am Grossglockner vorbei gar bis zum Markusplatz mit seinen Tauben führt. Die Hauptpersonen sind Viktor de Kowa als frischgebackener Ehemann, jungenhaft übermütig und das Publikum immer wieder durch seine lustigen Einfälle begeistern, und Heli Finkenzeller, die durch ihren Scharm bezaubert und diesmal die

grösste schauspielerische Leistung ihrer bisherigen Filmlaufbahn bietet. Prächtige Reisegefährten hat der Spielleiter Hans Deppe mit auf die Reise genommen, die alle wohlbekanntesten Typen von Zeitgenossen verkörpern, an ihrer Spitze Hans Olden als Reiseleiter, der uns die Schönheiten des deutschen Vaterlandes zeigt, hier mal ein kleines bisschen flirrt und dort besänftigend eingreifen muss, ferner Max Gülstorff, H. A. Schlettow, Julius E. Herrmann, Karl Ettlinger und viele andere — es ist ein Film mit einer bunten Reihe guter Schauspieler —, denen ein Gesamtlob gewidmet sei. Hilde von Stolz erfreute uns als Gegenspielerin Heli Finkenzellers in der Rolle einer Agentin eines „Detektivbüros“, dem Hans Stiebener vorsteht.

Ein wunderschöner Kulturfilm Walter Rims führte uns im Vorprogramm in den Sommer Grönlands.

# Aus einem Erdteil wurden zwei

## Die Entstehungsgeschichte des Panamakanals / Von Karl Kircheiß

(Schluß.)

Erst das 19. Jahrhundert brachte wirklich Bewegung in die Angelegenheit. Und zwar gab der große deutsche Wissenschaftler Alexander von Humboldt den Anstoß dazu. Er war vorher jahrelang durch ganz Südamerika gereist. In seinen Abhandlungen hat er viel vom Kanalproblem gesprochen. Er war eigenartiger Weise der Ansicht, daß eventuell der Golfstrom, der das Leben in Nordamerika überhaupt erst möglich macht, eventuell durch den Kanal abgelenkt würde. Auf Humboldts Veröffentlichungen hin wurde im April 1814 die Kanalfrage vor den spanischen Cortes gebracht. Aber einige Jahre später besetzte sich ganz Süd- und Mittelamerika von der spanischen Herrschaft und aus dem Projekt wurde wieder nichts.

Sehr interessant ist es, daß unser größter deutscher Dichter Goethe sich tief mit diesem Problem beschäftigt hat und daß seine Prophezeiungen sich mit erstaunlicher Genauigkeit erfüllt haben. Er sagt in seinen Gesprächen mit Eckermann, von denen ich hier leider nur die englische Uebersetzung habe und daher von englisch in deutsch übersehen muß: „Bei Nabubarnactus einiger der Flüsse, die in den Golf von Mexiko fließen, könnte der Kanalbau vielleicht vorteilhafter erreicht werden, als in Panama. Er hat recht, die Ingenieure sind heute der Ansicht, daß ein Kanalbau mit Benutzung des Flusses, des San Juan Rivers, der aus dem Nicaragua-See zur Küste fließt, leichter gewesen wäre. Die Amerikaner haben die Absicht, anstatt den Panamakanal zu vergrößern, dort einen zweiten Kanal zu bauen. Schon deswegen, weil es den Weg von Küste zu Küste um ca. 800 Seemeilen verkürzt. Aber dieses ist dem Unternehmungsgeist der Zukunft vorbehalten. Soviel ist aber sicher: Wenn ein Projekt dieser Art es möglich macht, Schiffe jeder Größe durch einen Kanal vom Golf von Mexiko nach dem Pacifize zu bringen, wäre es ein unberechenbarer Erfolg sowohl für die zivilisierte als auch für die unentwickelte Welt. Ich würde mich allerdings wundern, wenn die Vereinigten Staaten sich die Gelegenheit, dieses Werk in ihre Hände zu bekommen, entschlüpfen lassen würden. Wir können erwarten, daß diese junge Macht, mit seinem stark westwärts gerichteten Kurs in 50 bis 40 Jahren das Land an der anderen Seite der Rocky Mountains bevölkert haben wird. Wir können außerdem erwarten, daß an der ganzen pazifischen Küste, wo die Natur die schönsten und sichersten Häfen gebildet hat, allmählich Handelsstädte von größter Wichtigkeit entstehen werden, die dann Mittelpunkt des Handels zwischen China, Ostindien und den Vereinigten Staaten würden. Sollte dieses der Fall sein, wäre es nicht nur wünschenswert, sondern auch notwendig, daß Handels- und Kriegsschiffe eine schnellere Verbindung zwischen der Ost- und Westküste Nordamerikas hätten als es bisher mit den beschwerlichen und teuren Weisen um das sturmumtobte Cap Horn möglich war. Ich wiederhole also: es ist für die Vereinigten Staaten unerlässlich, einen Schifffahrtsweg vom Golf von Mexiko nach dem Pacifize zu erhalten, und ich bin überzeugt, daß sie ihn erhalten werden. Ich wünschte, noch so lange zu leben, daß ich das sehe, aber das werde ich nicht. Zweitens möchte ich in meinem Leben noch die Kanalverbindung zwischen Donau und Rhein entstehen sehen. Aber auch dieses Unternehmen ist so gewaltig, daß ich die Ausführung bezweifle, hauptsächlich wenn ich an die färglichen Mittel denke, die Deutschland zur Verfügung hat. Drittens und letztlich wünsche ich zu erleben, daß die Engländer in den Besitz eines Suezkanals kämen. Diese drei großen Dinge möchte ich noch sehen, und es wäre um dieser drei großen Sachen willen beinahe wert, noch 50 Jahre länger zu leben.“

Goethes große Ideen sind alle wahr geworden. In schneller Aufeinanderfolge werden im Anfang des 19. Jahrhunderts dann viele Pläne entworfen. 1825 läßt der amerikanische Staatssekretär Henry Clay offiziell die Nicaragua-Route vermessen. 1829 bekommt der holländische König eine Konzession in Nicaragua. Diese Ausführung wird durch die Revolution in Niederlande-Belgien verhindert usw. Es würde langweilig werden, von all den Plänen zu schreiben. Louis Napoleon Bonaparte hat sich zum Beispiel als Gefangener auf dem Fort Ham so stark für den Plan interessiert, daß er es trotz seiner Gefangenschaft fertigbrachte, eine Konzession von Nicaragua zu bekommen. In den fünfziger Jahren bekamen die Amerikaner und Engländer deswegen einen Krach, der beinahe zum Kriege führte.

1848 wurde zuerst in Kalifornien Gold gefunden. Die Sucht nach Gold und schnell reich zu werden, brachte ein Welttremmen von Tausenden von Menschen nach dem Westen. Der kürzeste Weg war über Panama, denn in den USA gab es noch keine Transpazifischen. Dieser Verkehr machte eine schnellere Verbindung über den Isthmus nötig. Die Vereinigten Staaten hatten inzwischen einen Vertrag mit Neu-Ganada (jetzt Kolumbien) geschlossen und die Konzession für einen Bahnbau bekommen. 1849 wurde die Panama Railroad Company mit einem Kapital von einer Million Dollar gegründet und 1855 wurde diese Bahn eröffnet.

Von dieser Bahn sagt man, daß sie eine der schrecklichsten Arbeiten der ganzen Erde gewesen ist. Unter jeder Eisenbahnschwelle soll ein toter Chinese liegen. Das ist natürlich übertrieben. Von den 6000 Arbeitern sind etwa 1000 gestorben, aber mehrere Tausend sind krank geworden. Man glaube, die Chinesen würden die Arbeit in dem Dschungel und Morast aushalten; einmal hat man 1000 Chinesen nach dort gebracht; kaum waren sie einen Monat dort, waren sie alle krank. Viele eidenen ihr Leben durch Selbstmord. In einigen Wochen waren nur noch 200 übrig geblieben.

Man wußte damals noch nicht, daß die Mücken die Ueberträger des Fiebers waren und täglich mußten diese armen Menschen zwischen Schwärmen dieser kleinen tobbringenden Vießer arbeiten. Als dieses satanische Werk beendet war, hatte es

acht Millionen Dollar gekostet. Die Bahn machte sich aber trotz des hohen Preises bald bezahlt.

Alle Kanalbauprojekte waren fehlgeschlagen. Aber endlich brachte der große Ingenieur Ferdinand de Lesseps, berühmt geworden durch den Bau des Suezkanals (1869) es fertig, den Bau zu beginnen.

Auf einem internationalen Kongreß im Jahre 1879 in Paris wurde der Bau endgültig beschlossen. Auf dem Kongreß waren die berühmtesten Ingenieure der Erde. Man entschloß sich für die Panama-Route, vor allem deswegen, weil dort schon die Bahn bestand. Die kalkulierten Kosten waren etwas über eine Milliarde Franken und die Bauzeit zwölf Jahre.

Die Compagnie Universelle du Canal Interocéanique versuchte nun ihre Aktien unterzubringen. Es wurde ein schmählicher Erfolg; nur 30 Millionen Franken wurden gezeichnet.

Jetzt begann eine große Propaganda. Lesseps war sein Ruhm zu Kopf gestiegen, trotzdem ihn viele berühmte Ingenieure warnten, schrieb er: „Der Kanal von Panama ist viel leichter anzufangen, zu beenden und durchzuführen als der Suezkanal.“

Er wollte unter Benutzung des Chagresflusses einen Kanal in gleicher Höhe der Meeresoberfläche bauen, er mußte also alle Gebiete zehn Meter tiefer als die Meeresoberfläche durchstechen, eine fast unmögliche Arbeit. Dieses Projekt wäre aber auch aus dem Grunde nicht möglich gewesen, weil der Chagresfluß in der Regenzeit häufig innerhalb von wenigen Stunden bis zu zwölf Meter steigt. Diese Flutwelle hätte sämtliche Schiffe und Anlagen zerstört. Die Abdämmung hätte soviel Geld wie der Kanal gekostet. Die Amerikaner haben deshalb einen Schleusenkanal gebaut und in der Mitte einen großen See gebildet, der die Wassermengen des Flusses aufnimmt. Die Schiffe werden durch drei Schleusen ca. 30 Meter in die Höhe gebracht, fahren durch den Gatun-See und den Kanal und werden dann wieder in die Tiefe gesenkt.

Eine Propagandareise Lesseps durch die USA, hatte keinen Erfolg; aber dann reiste er durch Frankreich und die Franzosen hatten zu ihrem Lesseps ein solches Vertrauen, daß das Kapital weit überzeichnet wurde. Dabei waren 16 000 Frauen als Unterzeichnerinnen.

Künftig ist die Grundsteinlegung des Kanals. Die jüngste Tochter Lesseps sollte den ersten Schlag mit der Pickaxe am Anfang des Kanals machen. Zum größten Erstaunen der Anwesenden konnte der kleine Dampfer aber nicht näher als zwei Meilen von der Küste kommen. Ein schlechtes Zeichen für den Anfang eines Kanals. Aber alles was in Champagnerstimmung und Lesseps sagte, da dieser Akt doch nur symbolische Bedeutung hätte, konnte man ihn auch an Bord machen. Und dann begann die französische Oper. Eine Champagnerfeste wurde voll Sand gefüllt und Kräutlein Lesseps schlug mit der Pickaxe hinein. Alle hohen Herren des Komitees folgten, dabei wurden die theatralischsten Reden geschwungen und keiner soll gelacht haben.

Und nun beginnt das größte Drama, das die Erde je erlebt hat. Nügendwo ist mit dem Geld einer privaten Kompanie wohl so gewirtschaftet worden, nirgendwo haben Menschen so aufopfernd gearbeitet und nirgendwo sind bei einer Arbeit so viel Menschen umgekommen. Zum Beispiel wurde die Bahn der Panama Railroad Company für die enorme Summe von 102 Millionen Mark gekauft. In der Geschichte heißt es: „In der ganzen Welt ist nicht ein einziger Platz, wo soviel Schweiß, soviel Schurkereien und soviel schlechte Krankheiten existierten wie hier. Es ist ein Dungehaufen der Moral und äußerster Verkommenheit.“ Und doch muß man gerecht sein. Abgesehen von der ungläublichen Mühseligkeit in der Leitung, wäre der Ban damals selbst mit der besten Organisation und den ehrlichsten Menschen nicht möglich gewesen. Man wußte noch nicht über die Bekämpfung des Fiebers. Und wenn man bedenkt, daß die Menschen jahrelang in dieser Pestilenz gearbeitet haben, dann übertritt ihre Arbeit alles bisher Dagewesene. Man kann verstehen, daß die Menschen in dieser täglichen Todesgefahr die wildesten Abwechslungen suchten und daß die Ausschweifungen keine Grenzen fanden. Circa 22 000 Menschen sind während des Baues gestorben, andere schätzen 50 000. Lesseps hat die Zahl der Toten stets unterdrückt. Genaueres ist nicht bekannt. Von den weißen Angestellten starben von vier durchschnittlich drei. Außerdem haben viele Tausend ihre Gesundheit verloren, denn Fieber bekam fast jeder. Der Franzose baute viele Hospitäler. Um den Kranken Kühlung zu verschaffen und um sie von der Pest der Ameisen zu befreien, bauten sie die Krankenhäuser in Wasserlöcher und die Betten stellten sie mit dem Füßen in Wassergefäße. In ihrer Unwissenheit bauten sie also die gefährlichsten Brutstätten für die Gelbfieber-Moskitos (Stegomyia) und Malaria-Moskitos (Anopheles).

1888 ging die Kompanie bankrott. Nur zwei fünfzigstel des Kanals waren in diesen sieben Jahren fertig geworden. Inzwischen hatte man eine Milliarde sechshundert Millionen Mark ausgegeben. Lesseps Sohn und viele andere wurden verurteilt. An den Lesseps, die in Paris lebten und an den Missethänden auch wohl weniger Schuld hatten, wurde das Urteil nie vollstreckt. 1894 starb Lesseps in geistiger Unmachtung.

Erst dem 20. Jahrhundert wurde es beschieden, die Vollendung des Kanals zu sehen. Diesmal war es keine Kompanie, sondern die Macht und das Geld einer großen, reichen Nation stand dahinter, die Vereinigten Staaten.

Die Vereinigten Staaten wollten den Kanal in Nicaragua bauen. Es wurde dann aber von der französischen Kompanie das ganze Material mit der Konzession für nur 160 Millionen Mark angeboten. Die Wahl fiel nun auf die Panama-Route. Um es gleich vorweg zu nehmen, die Ame-

rikaner haben hier einen Kanal geschaffen, der in seiner Ausföhrung, seiner Schönheit und Gesundheit bis jetzt die größte Ingenieurarbeit der Welt ist. Die Amerikaner haben alle Schwierigkeiten überwunden und es fertig gebracht, aus der verpestetsten, verrufensten Gegend der Welt eine jährlich von vielen Tausend Touristen besuchte Kurgegend zu machen.

Als die Amerikaner das Gebiet von den Kolumbianern kaufen wollten, versuchten die hohen Herren in Bogota, den Preis bedeutend höher zu schrauben. Das ließ der Amerikaner sich nicht gefallen und um für immer die unbequeme Einmischung Kolumbiens zu verhindern, wurde im Geheimen eine kleine Revolution inszeniert. Um die Ruhe aufrecht zu erhalten, schickten die Vereinigten Staaten Kriegsschiffe nach Colon und Panama. Natürlich konnten die Kolumbianer nichts machen. Die ganze Revolution hatte nur das Leben eines unbeteiligten Chinesen gekostet.

Im November 1905 wurde Panama zur freien Republik erklärt. Den Kolumbianern ging durch ihre Habgier ein schönes Geschäft ans der Nase. Die Panamanier bekamen 40 Millionen Mark für das Kanalgebiet — 5 Meilen an jeder Seite — und außerdem eine jährliche Abfindung von einer Million Mark.

Colon und Panama liegen nicht in der Zone. Die Häfen heißen Cristobal und Balboa. Richtung des Kanals ist nicht, wie die meisten Menschen annehmen, Ost-West, sondern Südost-Nordwest. Und das Eigenartige ist, daß durch die Form des Landes, die Sonne im Pacifize aufgeht und im Atlantik untergeht.

Jetzt begann der Kampf gegen die Mücke, denn der Amerikaner wußte, daß, wenn er nicht des Fiebers Herr würde, auch der Ban des Kanals fast zur Unmöglichkeit würde. Gott sei Dank hatte man inzwischen die Träger des Gelbes und des Malaria-Fiebers erkannt. Die Entdeckung, daß das Malaria-Fieber von der Anopheles-Mücke übertragen wird, hatte der englische Oberstabsarzt Ronald Ross 1908 in Indien gemacht. Er hatte z. B. den Erfolg, in drei Jahren die Stadt Ismailia am Suezkanal durch seine Methode vollkommene vom Fieber zu befreien. Von den 10 000 Einwohnern der Stadt waren bis zu seinem Eingreifen 2000 bis 2500 jährlich an Malaria erkrankt und viele gestorben.

Der Gedanke, daß das Gelbe Fieber durch Mücken übertragen wird, datiert bis 1847 zurück. Man dachte darüber. Erst 1881 publizierte Dr. Carlos J. Finlay, Havana, eine Schrift, mit der Behauptung, daß Gelbfieber durch Mücken übertragen wird. Leider hatten die Versuche keinen Erfolg, weil man die Mücken, die einen fieberkranken gestochen hatten, zu früh an gesunde Menschen ansetzte. Der Bazillus wird nämlich erst nach ca. neun Tagen in der Mücke reif. Erst 1900, als Havana wieder schreckliche Gelbfieber-Epidemien hatte, bot die amerikanische Regierung alles an, hinter die Ursache zu kommen. Vier Meile der amerikanischen Armee haben sich bei diesen Versuchen ein ewiges Denkmal gesetzt, nämlich Walter Reed, James Carroll, Jesse Lazear und Aristides Agramonte. Bei den Versuchen starb Lazear, Carroll kam nach sehr schwerer Krankheit durch. Agramonte war immun, auch westindische Neger sind fast alle immun gegen Gelbfieber, deshalb wurden diese auch hauptsächlich beim Bau des Kanals zur Untersuchungsbearbeitung benutzt. Reed war während der Versuche zufällig abkommandiert und man verhinderte ihn später, den Versuch an sich selbst zu machen. Aber Reed setzte die Arbeit fort. Für die Versuche meldeten sich viele freiwillige aus der amerikanischen Armee. Ihr Mut und ihre Aufopferung sind über jedes Lob erhaben.

Bald wußte man genau, daß die Stegomyia-Mücke der Ueberträger des Gelbfiebers war und daß sowohl Malaria wie auch Gelbfieber nicht ansteckend sind, sondern nur durch diese beiden Mücken übertragen werden können.

Millionen hat dann die amerikanische Regierung unter Leitung des berühmten Arztes Gorgas für die Bekämpfung der Mücken ausgegeben. Da die Stegomyia-Mücke in ca. 3 Monaten stirbt, in Häusern und deren Nähe lebt, und das Gift nicht lange im geschundenen Körper bleibt, war man Ende 1905 absolut des Gelbfiebers Herr geworden. Anders war es mit der Malaria-Mücke. Sie lebt im Freien. Von ca. 26 000 Menschen, die im Jahre 1906 am Kanal arbeiteten, waren noch 21 733 an Malaria erkrankt. Wenn auch diese Krankheit bei weitem nicht so gefährlich wie das Gelbfieber ist, so war es doch eine furchtbare Plage. Malaria ist nicht so leicht auszurotten, weil das Gift jahrelang im menschlichen Körper bleibt. Die Uebertragung geht also immer weiter. Aber auch dieses Werk haben die Amerikaner gemeistert, heute ist kaum noch Malaria vorhanden.

Ganz ausrottbar ist sie nicht, der Kampf muß fortgesetzt werden. In allen Häusern der Kanalzone sind Fenster und Türen mit kupfernen Gaze-netzen abgedichtet. Alle Tümpel, stehendes Wasser, Siede usw. werden dauernd mit Öl behandelt. Das Öl breitet sich in einer ganz dünnen Schicht über die Oberfläche aus und die Moskitolarve kann nicht entfliehen. Sogar Flugzeuge fliegen heute in regelmäßigen Abständen über das Kanalgebiet und spritzen Öl über die Gegenden, die schwer zugänglich sind.

Mit diesen Mitteln und einer militärisch strengen Organisation unter Leitung des Generals Goethals war es möglich, den Ban des Kanals zu vollbringen. Goethals regierte mit wohlwollender Gerechtigkeit, welche Regierungsform schon der große Carlyle als das Ideal einer Regierung betrachtete, vorausgesetzt, daß ein gerechter und tüchtiger Mann an der Spitze steht.

Aber auch der Amerikaner hat trotz der modernsten Maschinen und der sorgfältigsten Hygiene zehn Jahre zur Vollendung des Baues gebraucht. In der Hauptzeit arbeiteten ca. 50 000 Menschen

am Kanal, davon etwa 35 000 westindische Neger. Im ganzen sind etwa 6000 gestorben.

Die Kosten belaufen sich mit Fortifikation auf zirka eineinhalb Milliarden Mark. Der Kanal ist sozusagen eine große Wasserbrücke von 51 Meilen Länge. Die mittlere Höhe über dem Meerespiegel ist 87 Fuß. Der Kanal ist an der Sohle 300 bis 1000 Fuß breit und hat eine Tiefe von 45 bis 87 Fuß. Im Culebra Cut mußte ein 9 Seemeilen langer Berg von durchschnittlich 100 Meter Höhe durchstochen werden, nur dieser Durchstich ist eigentlich Kanal zu nennen. Mit diesen enormen Sand- und Gesteinsmengen wurde an der Colonseite der Gatun-Damm gebaut. Durch diesen Damm wird ein Gebiet abgegeschlossen, welches jetzt den Gatun-See bildet und vom Chagresfluß gespeist wird. Der Gatun-See ist 164 Quadratmeilen groß und hat einen Inhalt von ca. 183 Milliarden Kubikfuß Wasser.

In drei Doppelschleusen an jeder Seite werden die Schiffe in die Höhe respektive in die Tiefe gesenkt. Der Mechanismus der Schleusen ist genial ausgearbeitet. Ein Mann bedient das ganze Getriebe. Vor sich hat er die ganze Schleusenanlage in kleiner Ausföhrung, wie ein Spielzeug. Nur ganz kleine Hebel bewegt er. Alles kann er übersehen, wenn sich die kleinen Tore in seinem Spielzeug schließen, machen die 750 Tonnen schweren Tore draußen genau dasselbe usw. Der nette Schleusenmeister Ernst Müller, ein Herr deutscher Abkunft, der noch sehr gut Deutsch sprach, hat mir bereitwillig das Heißtümchen gezeigt. Das Schiff kommt an, vier Stahlbrücke werden von kleinen Lokomotiven aus, zwei an jeder Seite, vom Bug und Heck aus, am Schiff befestigt. Die Lokomotiven, dort Mulas genannt, ziehen das Schiff in die Schleuse. Die Tore vom Bug öffnen sich und die Mulas ziehen das Schiff in die Schleuse. Die Tore schließen sich hinter dem Schiff. Vom See aus wird jetzt die 1000 Fuß lange Schleusen-kammer voll Wasser gefüllt, das Schiff hebt sich etwas über neun Meter bis auf den Wasserstand der nächsten Schleuse, so geht es weiter, drei Stufen hoch bis an die Oberfläche des Sees. Damit die Schiffe bei evtl. zu großer Fahrt nicht in die Tore fahren können, sind große Ketten vor die Tore gespannt, die erst gesenkt werden können, wenn das Tor sich öffnet. Dieses sind die stärksten Ketten, die bis jetzt fabriziert wurden. Sie halten ein Schiff von 10 000 Tonnen mit vier Seemeilen Fahrt innerhalb 73 Fuß, also kurz vor den Toren an. Das Schiff fährt dann durch den Gatun-See und den Culebra-Kanal und wird auf der anderen Seite auf dieselbe Art und Weise in die Tiefe gesenkt. 48 Schiffe können per Tag auf diese Weise operiert werden.

Am 3. August 1914 wurde der Panama-Kanal eingeweiht. Und wenn der Krieg nicht gewesen wäre, wäre dieses größte Ingenieurwerk aller Zeiten sicher von allen Nationen mit großem Pomp gefeiert worden. Der Panamakanal verfrachtet den Schiffahrtsweg von Newyork nach San Francisco um ca. 8000 Meilen, Europa ist ca. 6000 Meilen näher an die Westküste von Amerika gebracht und nach Japan und Australien braucht man ca. 4000 Meilen weniger zu fahren. Der Panamakanal ist die Südküste der Vereinigten Staaten geworden. Sozusagen die Pulsader der Nation. Wenn er durch Bomben oder sonstige Vernichtung wird, ist die militärische marine Macht der Vereinigten Staaten lahmgelegt. Aber beide Fänge des mächtigen amerikanischen Adlers umfassen ihn. Kein Punkt der Erde ist wohl so mit Kanonen und Verteidigungsmitteln gespickt wie dieser schmale Schifffahrtsweg, in welchem jetzt lautlos und friedlich Millionen von Tonnen von einem Ozean zum anderen befördert werden.



### Renner

Strapazier - A n z u g  
Einer von den „Guten“ seiner Preisklasse.

Modern,  
aber ohne Uebertreibung.

Elegant,  
korrekt und solide in Schnitt und Passform.

RENNERS

### Filial RENNER

bequeme Teilzahlung macht es Ihnen leicht, gute Kleidung zu tragen.

Rua S. Bento Nr. 51  
Avenida Rangel Pestana 1 5 6 3  
Santos: Rua General Camara 15

## Neuland für das Automobil

Eine Spezialkonstruktion für die Kolonien

Das vollständig unwegsames Gelände — sei es im Busch oder auf den Sandwüsten kolonialer Gebiete, auf der Jagd oder bei Forschungsreisen — stellt das normale Automobil vor Aufgaben, denen es sich in den seltensten Fällen gewachsen zeigt. Es entspricht daher einem tatsächlich schon lange vorhandenen Bedürfnis, wenn die deutschen Mercedes-Benz-Werke sich an die Konstruktion eines für derartige Zwecke geeigneten Wagens gemacht haben. Das Resultat ihrer Bemühungen haben wir in dem neuen Kolonial- und Jagdwagen vor uns, der in der Lage ist, jedes Gelände — soweit es für Radfahrzeuge überhaupt befahrbar ist — unabhängig vom Zustand oder überhaupt vom Vorhandensein irgendwelcher Strassen und Wege zu bewältigen.

Die gestellte Aufgabe ist in erster Linie durch die Vierradlenkung und durch den Vierradtrieb gelöst worden. Es ist möglich, mit dem Wagen auf einem Raum von nur 7 Metern Durchmesser eine vollständige Kehrtwendung durchzuführen. Diese Beweglichkeit vermag auch die engsten Kurven auf dem unwegsamsten Gelände zu bewältigen. Die Vorzüge des Vierradtriebs kommen in Verbindung mit einem ausserordentlich günstig übersetzten 5-Gang-Getriebe zur Geltung. Der Wagen vermag Geländeschwierig-

keiten — Steigungen und Unebenheiten — zu überwinden, an denen jedes andere Fahrzeug ohne weiteres zum Scheitern verurteilt ist. Welche Kletterfähigkeiten der Wagen besitzt, geht daraus hervor, dass er im ersten Gang Steigungen bis zu 65 Prozent bequem nimmt.

Dabei ist nichts versäumt worden, um den Insassen die Reise auch so behaglich wie möglich zu machen. Die breiten Lederpolster sind so gearbeitet, dass sie der natürlichen Körperhaltung entsprechen, der Fahrer daher nicht ermüdet. Ausserdem können die Rückenlehnen der beiden Vordersitze je nach Wunsch geneigt festgestellt werden. Ein eingebautes Radiogerät erhält die Verbindung mit der Welt aufrecht. Transportkästen für Waffen und Munition, tropenfeste Leichtmetallkoffer, Moskitofenster, bequeme Schlafeinrichtung, breite Wildpretablage vervollständigen die Ausrüstung des Fahrzeuges. Der Mercedes-Benz-Jagd- und Kolonialwagen ist ein offener Tourenwagen, der durch aufkurbelbare Fenster und ein tropenfestes Verdeck geschlossen werden kann. Die gesamte Sitzanlage lässt sich auch so zusammenlegen, dass eine Schlafgelegenheit für 2 bis 3 Personen entsteht, wobei zum Schutze gegen Moskitos Seitenfenster aus dünner Drahtgaze aufgesteckt werden können.

## Die Entwicklung des deutschen Wohnstättenbaues im Zuge des Vierjahresplans

Von Prof. Dr. Rancker

Seit der Verkündigung des zweiten deutschen Vierjahresplanes sind nunmehr zwei Jahre verstrichen, Jahre, in denen das deutsche Wohnungswesen einer immer straffer werdenden Führung durch den Staat unterworfen wurde. Die Gründe hierfür sind einerseits in der verstärkten Bautätigkeit der staatlichen Organe, der Wehrmacht, der Vierjahresplanführung zu suchen, andererseits in der zunehmenden Verknappung an Baumaterialien und Arbeitskräften. Der zuletzt genannte Grund hatte den Beauftragten für den Vierjahresplan, Generalfeldmarschall Göring, schon zu Beginn des Vierjahresplanes veranlasst, in seiner zweiten Anordnung zur Durchführung des Vierjahresplanes vom 7. November 1936 wohnungspolitische Richtlinien aufzustellen, in denen die Reihenfolge der als staats- und wirtschaftspolitisch bedeutsam anzusehenden Aufgaben klar bezeichnet wird. Unter diesen Aufgaben befindet sich neben der Wehrhaftmachung und den Vierjahresplanvorhaben sowie der Förderung der Ausfuhr auch „die Schaffung gesunden Wohnraumes für die arbeitende Bevölkerung“.

Damit war die Linie, auf der sich der deutsche Wohnungsbau bis auf weiteres zu bewegen hatte, eindeutig festgelegt. Aufgabe der Wohnbaubehörden, in erster Linie des Reichsarbeitsministeriums, war es nunmehr, danach ihre Massnahmen zu treffen.

Unter diesen Massnahmen sind zwei Gruppen scharf voneinander zu unterscheiden: jene, die die Auslese unter den geplanten Bauvorhaben nach ihrer Dringlichkeit für die Gesamtwirtschaft betreffen und jene, die positiv den Bau bestimmter für den Vierjahresplan besonders wichtiger Arten von Wohnstätten fördern und beschleunigen sollen. Ueber die bisherige Durchführung dieser Massnahmen gibt der Referent für Wohnungswesen im Reichsarbeitsministerium Oberregierungsrat Dr. Fischer-Dieskau in der neuesten Nummer (Oktober) der Zeitschrift des Beauftragten für den Vierjahresplan „Der Vierjahresplan“ einen aufschlussreichen Ueberblick.

Danach ist, um eine Auslese unter den Bauvorhaben zu ermöglichen, bereits durch

Anordnung des Beauftragten für den Vierjahresplan vom 7. November 1936 eine Anzeigepflicht für alle aufwendigen Bauvorhaben vorgeschrieben worden. Durch Anordnung vom 23. Juli 1937 ist diese Meldepflicht auf alle Bauvorhaben, bei denen mehr als 2 Tonnen Baueisen verwandt werden sollten, erweitert worden. Die Anzeigen sind bei dem zuständigen Arbeitsamt einzureichen, das seinerseits den Baugenehmigungsbehör-

sich um die Wehrmacht, die Reichspost, die Reichsbahn usw. sowie die Vierjahresplan-Betriebe handelt, aus Sonderkontingenten des Reiches, für die sonstigen Bauten aus Kontingenten der Arbeitsämter. Für die Kontingente der Arbeitsämter sind zwei Dringlichkeitsstufen aufgestellt: Stufe 1 umfasst die Arbeiterwohnstätten mit einer Höchstlast oder Höchstmiete bis zu 40 RM im Monat, Stufe 2 die Wohnungsbauten mit einer monatlichen Höchstlast bzw. -miete bis zu 80 RM. Darüber hinaus können Genehmigungen nur für Bauvorhaben erteilt werden, für die weniger als zwei Tonnen Baueisen gebraucht werden. In Frage kommen hier vor allem Eigenheime. Auch für Bauholz ist im Laufe des Jahres 1938 ein Dringlichkeitsverfahren entwickelt worden, das aber nicht mit der Baugenehmigung gekuppelt ist.

Unter den positiven Massnahmen, durch die im Rahmen des Vierjahresplanes der Bau bestimmter Wohnstätten gefördert oder beschleunigt wird, steht der Bau von Landarbeiterwohnungen und der Bau von Wohnstätten für die Vierjahresplanbetriebe an erster Stelle. Der Bau von Landarbeiterwohnungen wird gefördert durch gering verzinsliche Darlehen an Landwirte, vorläufige Zuschüsse und Steuernachlässe. Bis 1. August 1938 sind bereits 1900 Stellen errichtet worden, 6500 befinden sich im Bau. Die Finanzierung der Wohnstätten für die Gefolgschaft der Vierjahresplanbetriebe erfolgt in der Regel in der Weise, dass eine erste und eine nachstellende Hypothek, letztere unter Reichsbürgschaft, von den Landesversicherungsanstalten, aber auch von Sparkassen, Pensionskassen u. dgl. hergegeben werden; dahinter folgt bei Kleinsiedlungen oder Volkswohnungen das Reichsdarlehen; die Spitzenfinanzierung wird meist ganz oder doch zum überwiegenden Teil vom Werk selbst aufgebracht. Daneben gewährt das Reichsarbeitsministerium aus einem besonderen Fonds für die Anschliessungskosten und Folgeeinrichtungen, die gerade bei den Vierjahresplan-Siedlungen zu meist sehr hohe Aufwendungen erfordern, Beihilfen, ebenso auch für die Schulen. Insgesamt sind bisher rund 25.000 Wohnstätten für die Gefolgschaften der Vierjahresplanbetriebe in Auftrag gegeben worden, von denen etwa 8800 in Form von Kleinsiedlungen und 12.500 in Form von Volkswohnungen

Träger der Bauvorhaben sind in der Regel die provinziellen Heimstätten.

Um sparsame Bauweisen zu erzielen, sind ferner vom Reichsarbeitsminister in einer Verordnung vom 30. Juni 1937 baupolizeiliche Massnahmen zur Einsparung von Baustoffen angeordnet worden, die vor allem Einsparungen an Baueisen und Holz zum Gegenstand haben.

Wie sehr die staatliche Steuerung des Wohnungsbaues in dem geschilderten Sinne den Bau von Kleinwohnungen und Kleinsiedlungen gefördert hat, beweist die Statistik. Der Anteil der Kleinwohnungen mit höchstens vier Wohnräumen, der 1936 erst 76,1 vH. betragen hatte, erhöhte sich 1937 auf 78 vH. In der Zeit von Januar bis Juli 1938 betrug dieser Anteil in den Gross- und Mittelstädten bereits 84,4 vH. Die Zahl der fertiggestellten Kleinsiedlungen stieg von 25.841 in 1936 auf 28.143 in 1937.

## „Napoleon ist an allem schuld!“

Ein Film der Tobis von Kurt Götz

Wiederholter starker Beifall mitten ins Bild Jawohl! Napoleon ist an allem „schuld“... nicht nur an den Ereignissen und Verwicklungen der Filmhandlung, nein, sein „Schuldkonto“ ist viel umfangreicher. Angefangen beim Drehbuch, das dem Film, neben einem spritzigen geistessprühenden Stoff — dem Esprit — ganz neue Wege der filmeigenen Gestaltung bringt, über das wirbelnde Spiel, das vom Regisseur in seiner neuartigen Bild- und Wortsatire meisterhaft geleitet, hundertprozentig „filmisch“ ist, über den Einsatz und die hervorragenden Leistungen des Hauptdarstellers und all der anderen Schauspieler, bis zum „grossen Erfolg, der sich schon gleich bei den ersten Szenen durch Beifallsbezeugungen ins offene Bild äusserte, um am Schluss zum Beifallssturm zu wachsen, türmt sich alles auf den „schuldbewussten“ Napoleon. Und warum ist er an all diesen Dingen „schuld“?

Weil Napoleon, dieses Hirn- und Traumgespinnst des Lord C., Kurt Götz selbst ist, der seinerseits wiederum auch noch den Lord C., einen Napoleonforscher, den Spielleiter und Drehbuchverfasser in einer Person vereinigt.

Sein erster Film — ein Treffer ins Schwarze. Mit Spannung wartete man in allen Kreisen auf dieses Erstlingswerk, denn man war skeptisch gegen Götz, den man wohl als erfolgreichen Bühnen- und gelegentlichen Filmschauspieler, aber noch nicht als Filmgestalter kannte. Der Film kam — und mit ihm der grosse Publikuserfolg, der jede Skepsis einfach „über Bord fegte“. In der mit Humor und Satire gewürzten Handlung ist kein Leerlauf: Dass die „liebe kleine“ pfiffige Frau des Lord C., Valerie von Martens, ihrem sehr „menschlichen“ Gatten auf den Kongress der Napoleonforscher nach Paris folgt, nur um sich seiner Liebe zu vergewissern, ist allzu verständlich. Dass sie aber früher, als der Kongress beendet ist, wieder nach London zurückkehrt, ist für sie nicht gut, für die herrlichen Verwicklungen des Films aber ausgezeichnet. Als Ausklang des Kongresses geht eine Revue über die „Bretter“. Ihr Verlauf ist prickelnd und allen Anwesenden willkommen. Doch kommt das dicke Ende nach: Es ist der Punkt hinter dem N-Monogramm des grossen Strategen, über den sich Lord C. als nicht dahin gehörend furchtbar empört. Doch bald verwandelt sich diese Empörung über den Punkt in eine Liebelei mit „Pünktchen“, Else v. Möllendorf. Paul Henkels, ein scharmant komischer Freund des Lord C., Max Gülstorff, ein fideler Professor, und die vielen Ungenannten bringen die Verwicklungen, die sich aus „Pünktchens“ Auftauchen ergeben, mit der Musik von Franz Grothe zu einem humorvollen Ende.



den mitteilt, ob aus Gründen der Rohstoffbeschaffung gegen das Vorhaben Bedenken geltend gemacht werden müssen oder nicht. Masstab für die Ausstellung der Unbedenklichkeitsbescheinigung durch die Arbeitsämter ist das Vorhandensein von Baueisen. Die Zuteilung von Baueisen erfolgt, soweit es

errichtet werden, während für die übrigen die Form des Eigenheimes, der Werkwohnung usw. gewählt wird. Bezugfertig sind bis jetzt rund 5000 Wohnstätten, der Rest befindet sich im Bau. Es werden ständig noch weitere Aufträge erteilt, so dass die Zahlen sich weiterhin rasch erhöhen werden.



## Weihnachtsbäume

Grosse Auswahl an Zimmerpflanzen und Kakteen, künstlerische Keramik, Blumenvasen, Schalen

GERMANO ZIMMER & CIA. **CASA FLORA** RUA CONSOLAÇÃO N. 377

# Rom - London - Paris

## Stätten hoher Politik

Wilhelmstrasse, Berghof, Palazzo Venezia, Downing Street, Quai d'Orsay, das Weisse Haus — Namen der Häuser und Strassen sind die geläufigen Symbole des politischen Lebens geworden. Hier entschieden sich durch Jahrzehnte und Jahrhunderte die Schicksale der Erde. Vielleicht ist deshalb diese ehrfürchtige feierliche Stille um diese oft so unscheinbaren Häuser. Lautlos fahren die Wagen mit dem kleinen „CD“ und den berühmten „niedrigen“ Nummern heran. In

Palazzo Venezia lenkt Benito Mussolini die Geschicke des neuen Imperiums, Downing Street 10 wohnt Neville Chamberlain, und am Quai d'Orsay werden Weg und Ziel der französischen Aussenpolitik bestimmt. Unsere ständigen Vertreter in Rom, London und Paris versuchen in den nachstehenden Aufsätzen Aussehen, Geschichte und Atmosphäre dieser Häuser zu schildern, in denen Weltgeschichte gemacht wird.

rascht oft monatelang später den vortragenden Minister durch wortgetreue Wiederholung.

Nachmittags wartet im Vorzimmer die Vielzahl der Besucher, oft aus dem Ausland.

Bisher gab es noch keinen, der nicht ohne Beklommenheit die lange Strecke zwischen Tür und dem am Schreibtisch wartenden grossen Mann durchschritt. „Man fühlt sich wie in der Halle, in der ein einziger Dynamo steht,“ beschrieb einmal Ward Price den Raum und die in ihm herrschende motorische Spannung, zugleich die treffendste Charakterisierung für die Arbeitsweise des Duce gebend. Weder für den Techniker des 20. Jahrhunderts noch für den Duce scheint es bei richtiger Harmonie von Phantasie, Kraft und Wissen ein „Unmöglich“ zu geben.

Grosse Persönlichkeiten haben eigenen Stil und für ihn eine eigene Fassung. Der Duce konnte für sich keine bessere und keine andere wählen als den Palazzo Venezia. Im nahen Palazzo Chigi, wo er früher sass und wo nun sein Schwiegersohn, Graf Ciano, die Fäden der faschistischen Aussenpolitik hält, tost die Weltstadt. Der Palazzo Chigi ist gegenwartsgebunden. So ist es kein Zufall, dass Mussolini den Palazzo Venezia gegen den Palazzo Chigi eintauschte, als die Ordnung des Staates Italien beendet war und er nun zum Bau des Imperiums vom Fenster des Palazzo Venezia des Blickes auf jene Schicksals Hügel bedurfte, auf denen er die Sonne eines römischen Weltreiches wieder aufgehen lassen wollte.

Waldemar Lentz, zurzeit Berlin

## Rom: Palazzo Venezia

Wo Benito Mussolini das junge faschistische Imperium regiert

Der neuzeitliche Mensch mag gelangweilt vor der Peterskirche stehen, der Historiker mag gelangweilt das frische Marmorweiss der Statuen im Forum Mussolini überfliegen, — doch vor dem Palazzo Venezia wird beider Herz höher schlagen. Sinn für Schönheit, Sinn für Kraft, Sinn für beschaulichen Rückblick, Freude an grosser Gegenwart und Freude an siegreichem Marsch in schönere Zukunft — all diese Saiten werden in dir gleichzeitig angeschlagen beim Blick auf diese harmonische Verbindung von Palazzo und Burg. Genau dort erhebt sie sich, wo am Ende des Corso Umberto I. das geschäftige Rom aufhört und nun zu Füssen des Kapitols die Via del Imperio durch die Momumente römischer Vergangenheit hindurchzuführen beginnt. An ihrem Ende als breiter Abschluss das Kolosseum.

Der Eingang in den Palazzo mündet auf dem Bürgersteig der Piazza. Nur ein Grenadier und manchmal sogar nur ein kleiner Bälillajunge mit trotzig vorgestelltem blossen Knie hält vor dem Schilderhaus Wache. Gleich über ihm im ersten Stock tritt der historische Balkon hervor, jedem durch Hunderte von Photos und Wochenschauen bekannt als Rahmen der ernstesten grössten Ducereden. Schon am Morgen steht an diesen Tagen symbolisch auf ihm die zerrissene alte Standarte der Faschistischen Partei. Schon Stunden vorher sammeln sich die Menschenmassen zu Hunderttausenden auf dem weiten Quadrat des Platzes, stehen dichtgedrängt auf den marmornen Stufen des Nationaldenkmals. Bis es dann Abend wird und auf jedem Zinnen des Palazzos eine Wachsichale aufflammt, hundertfältig gespiegelt durch jedes der klassischen Fenster dieses geschichtsvollen Areals.

Mögen andere Staaten ähnlich berühmte Zentren ihrer Politik besitzen, — Italien kann sich rühmen, dass auf diesen paar hundert Quadratmetern ohne Unterbrechung seit 3000 Jahren Geschichte, mehr noch Weltgeschichte, gemacht wurde. So wird notgedrungen dieser Palast für jeden Italiener zum mahnenden Monument, zum Kraftquell hehrster Gefühle, denen auch der Fremde sich nur schwer entziehen kann. Die am 9. Mai 1935, im XIV. Jahre der faschistischen Aera, erfolgte Verkündung des italienischen Imperiums oder der Händedruck zwischen Führer und Duce, umbrandet vom Jubel der 500.000 Schwarzhemden, wird Millionen unbedingt unvergesslich sein.

Der Palazzo Venezia ist oft beschrieben worden. Zu schreiben bleibt der mystische Einfluss seiner Mauern auf die von ihm beherbergten Päpste und Könige, Staatsmänner und Diplomaten. Als 1468 zum erstenmal der Schein von hunderttausend Fackeln sich mit dem Rotbraun der Wände mischte, herrschte noch der trutzige Geist des Mittelalters in den geschützbesetzten Mauern, die Papst Paul II. aus den Mauern des altrömischen Kolosseums brechen liess. Als hundert Jahre später die Päpste in den Quirinal, das jetzige Königsschloss, zogen, nahm für mehrere hundert Jahre mit den Botschaftern der Republik Venedig die raffinierte Diplomatie der Renaissance und des Barocks Quartier. Als nach 1814 für ein Jahrhundert die Vertreter der Donaunarchie hier einzogen, wurden die Mauern Ziel der hasserfüllten Blicke einer Nation auf dem Wege zur Einigung. Als der Duce gleich nach der Machtergreifung des Faschismus dem Künstler Hermani den Auftrag zur Wiederherstellung des langsam verfallenen Palazzos gab, konnte der Geist aller vier Perioden in der „Sala del Mappamondo“, dem „Saal der Weltkarte“, Ar-

beitsraum des Duce, Vermählung feiern.

Hoch wie eine Kirche und lang wie ein Schiff wirkt dieser riesige Raum, an dessen einem Ende fast als einziges Möbel der riesige Arbeitstisch des grossen Mannes steht, ebenso aktueler wie die Wände. Schon morgens um 8 Uhr kommt der glänzende dunkle Wagen Benito Mussolinis von der Villa Torlonia in der Via Nomentana herangerollt. Ein Ministerrapport jagt dann den anderen, nur unterbrochen durch die kurze Pause, in der der Duce selbst die wichtigsten Meldungen aus aller Welt und die wichtigsten Blätter, unter ihnen stets der „Völkische Beobachter“, überfliegt. Keine Akten, keine Niederschriften, nur kurze Notizen an die Ränder, darunter das charakteristische grosse „M“. Der kantige Cäsarschädel des Duce behält Kleinigkeiten auch ohne Papier und über-

## London: Downing Street

Mittelpunkt des Empire

Downing Street Nummer 10 — die Dienstwohnung des britischen Premierministers und damit eines der mächtigsten Männer der Welt. Man sollte einmal an hundert ortsfremde Ausländer die Frage richten, wie sie sich dieses Haus und diese Strasse eigentlich vorstellen. Der Berliner würde wohl unwillkürlich an die Wilhelmstrasse denken und sich dann eine breite Strasse mit schönen alten Häusern ausmalen, unter denen Nummer 10 durch Grösse und Schönheit hervorsticht.

Wenn dieser Berliner oder Pariser oder Römer dann eines Tages nach London kommt und, wie alle Fremden, auch Downing Street besuchen will, wird er sie vielleicht zunächst gar nicht finden. Er wird durch White Hall gehen, die Strasse mit den vielen Ministerien, und wird nach den Hausnummern suchen. Schliesslich wird ihn dann ein hilfereicher „Bobby“ oder sonstiger Eingeborener in eine schmale Seitengasse weisen, die noch nicht einmal zweihundert Meter lang ist. Und an ihrem oberen Ende stehen zwei einfache Ziegelbauten, die von dem Nebel zahlloser Jahre mit der üblichen schwarzbraunen Schmutzfarbe überzogen sind. Das sind Downing Street Nummer 10 und 11.

In Nummer 10 lebt und arbeitet der Premierminister, in Nummer 11 wohnt der Schatzkanzler. Ganz an der Ecke, wo eine Treppe zum St. James-Park hinunterführt, steht noch ein Bau, der mit seinem flachen Dach über dem einzigen Geschoss wie ein Fabrikchuppen aussieht. Das ist Nr. 12, und hier sind die Büros der „Einpeitscher“, der parlamentarischen Funktionäre der jeweiligen Regierungspartei. Damit haben die Hausnummern aber auch ein Ende. Nummer 1 bis 9 gibt es nicht, und hinter Nummer 12 hört die Strasse auf. Gegenüber von Nummer 10 erhebt sich ein gewaltiger Block, in dem das Foreign Office und viele andere Ministerien untergebracht sind, die aber alle keine Hausnummer haben.

Das ist Downing Street. Von hier aus wird ein Viertel der Welt regiert, wenngleich man das an manchen anderen Stellen des Empire nicht wahrhaben möchte. Der König ist der Souverän. Das Parlament im Palast von Westminster ist souverän, das steht in jedem Lehrbuch des Verfassungsrechts geschrieben. Die Dominions sind gleichberechtigte und souveräne Glieder des Reichverbandes, das steht im Statut von Westminster geschrieben. Es regiert aber der Premierminister, obwohl es

ihm verfassungsmässig gar nicht gibt. Das ist eine der vielen Merkwürdigkeiten des englischen politischen Lebens, dass der Premierminister gesetzlich nicht vorhanden ist, sondern formal nur als Erster Lord des Schatzamtes existiert. Dieser Mann sitzt also in dem grauen Haus in Downing Street und regiert das Empire. Denn trotz aller Souveränität folgen die Dominions in entscheidenden Fragen, immer noch der Führung des Mutterlandes und werden es wahrscheinlich auch noch lange tun. Wenn es im übrigen noch eines Beweises bedürfte, so zeigt der jetzige Herr von Downing Street Nummer 10 wohl deutlich genug, dass nicht das Parlament regiert, sondern die Regierung, deren Politik vom Premierminister bestimmt wird und, sofern er eine starke Persönlichkeit ist, nur von ihm.

Downing Street ist für gewöhnlich eine friedliche Strasse. Ausser Beamten und Besuchern des Foreign Office gehen nur wenige Londoner durch die stille Strasse, aber

immer steht ein Häuflein von Fremden vor Nummer 10, manche kopfschüttelnd, weil ihre Erwartungen enttäuscht wurden. Der „Bobby“ am Eingang des Foreign Office greift oft als hilfreicher Fremdenführer ein und beantwortet die Fragen der Besucher. Gegen Abend, wenn die Büros geschlossen sind, bleiben dann auch die Fremden aus, und Downing Street liegt verlassen im Schein der Laternen.

Es gibt aber auch andere Tage. Dann stauen sich die Menschenmassen die ganze Strasse entlang, und die Polizei hat Mühe, um Nummer 10 herum einen kleinen Halbkreis freizuhalten, damit die Wagen mit den Kabinettsministern vorfahren können. Das sind die grossen Tage von Downing Street.

Seit dem Kriege hat Downing Street nicht so viele „grosse Tage“ gehabt wie allein im September dieses Jahres. Der diplomatische und politische Hochbetrieb und der Andrang der Londoner Bevölkerung nahm solche Formen an, dass Downing Street an beiden Enden abgeriegelt wurde. Im weiten Hof des Foreign Office war ein starkes Polizeiaufgebot stationiert, um notfalls die Sperrketten zu verstärken. Gegenüber von Nummer 10 standen auf der im übrigen menschenleeren Strasse in kleinen Gruppen die Vertreter der internationalen Presse und die englischen Photographen, die jeden Besucher von Nummer 10 erbarmungslos auf die Platte bannten. Die schwarze Hauskatze von Nummer 10 war in diesen Wochen wohl das meistphotografierte Tier der Welt, weil die englischen Blätter fast täglich die Katze vor Nummer 10 abbilden wollten; in England bringen schwarze Katzen nämlich Glück.

Die einzig „unbefugten“ Zuschauer in diesen Wochen waren die Maler in Nummer 11. Sir John Simon liess sein Haus nämlich gerade verschönern. Vermutlich haben die aufregenden Vorgänge in Downing Street die Fertigstellung der Arbeiten hinausgezögert, jedenfalls hingen einige Maler immer mit dem Kopf zum Fenster hinaus.

Als die französischen Minister in London waren und die Pressevertreter bis spät in die Nacht hinein auf der Strasse vor Nummer 10 standen — auf die Idee eines Aufenthaltsraumes für uns ist man in London noch nicht gekommen —, fing man schliesslich an, über Downing Street zu sprechen. Warum heisst es eigentlich Downing Street? Da lebte um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Mann namens Sir George Downing, der im Grunde ein etwas verunglücktes Genie war. Er lebte und kämpfte unter Cromwell, schloss später aber mit Karl II. Frieden, sass dann eine Zeitlang im Tower und machte nicht immer ganz saubere Geschäfte, so dass man noch lange nach seinem Tode einen unzuverlässigen Menschen als einen George Downing bezeichnete. Immerhin hatte Sir George hier ein Haus, und nach ihm benannte man später die Strasse.

Diese nicht allzu rühmliche Vergangenheit ist heute allerdings vergessen. Sir George Downing ist höchstens ein Stückchen Geschichte, ein kleiner Farbfleck in dem bunten Gewebe der englischen Vergangenheit. Downing Street aber ist lebendige Gegenwart, und wenn es nach den Männern in Nummer 10 und 11 geht, auch glückliche Zukunft.

Dr. Helmut Lindemann, London

## Paris: Quai d'Orsay

Sitz des französischen Aussenministeriums

Paris, Quai d'Orsay. Man meint damit in der Diplomatensprache nicht die Prachtstrasse, die entlang dem linken Seineufer vom Pont d'Alma bis zum Pont Royal führt mit ihren herrlichen Ausblicken auf den Invalidendom und die beiden grossen Ausstellungspaläste, auf die Place de la Concorde und die Rue Royale mit der dahinterliegenden Madeleine, auf die Tuilerien und den Louvre sowie die vielen anderen historischen Monumentalbauten, die ihn säumen, sondern das französische Aussenministerium, das zwischen den beiden Brücken Alexandre und Concorde liegt.

Es ist freilich noch gar nicht lange her, dass das französische Aussenministerium hier untergebracht ist, und der Bau, der es beherbergt, ist erst 83 Jahre alt. Der Bürgerkönig Louis Philipp, der dem zweiten Empire vorausging, hat ihm errichten lassen, und der Architekt Lacorné war sein Erbauer. Napoleon III. hat ihn seiner heutigen Bestimmung übergeben. Der Quai d'Orsay hat ein doppeltes Gesicht: eine glänzende, der Repräsentation dienende Vorderfront mit prunkvollen Empfangsräumlichkeiten und der Wohnung des jeweiligen Aussenministers,

würdig seiner höfischen Vergangenheit, und die bürokratisch-nüchternen Nebengebäude, die die Büros beherbergen und deren Hauptstück auf den Stallungen des einstigen königlichen Palastes aufgebaut ist. Die eine Seite dieser Bauten sieht auf die Esplanade des Invalides, die gegenüberliegende in den Garten des Kammerpräsidenten, und die Hinterfront auf die Rue de l'Université, die zum vornehmen Boulevard St. Germain führt. Eines bemerkenswerten Stils kann sich aber auch die glänzende Vorderfront des Hauptgebäudes nicht erfreuen, trotz ihrer pompösen Aufmachung und der schönen Lage. Es ist der Stil des zweiten Empire, der einer künstlerischen Kritik zum Unterschied vom ersten nicht standhält. Je eine mässig breite Treppe vermittelt links und rechts den Eintritt; die linke gilt den grossen Staatsbesuchen, die rechte dem kleinen Zeremoniell.

Prächtig ist die Innenausstattung mit einer Anzahl reich verzierter Säle und Salons und den dazugehörigen Nebenräumlichkeiten. Am bekanntesten ist der Uhrensaal, der, wie schon der Name sagt, sich durch einige besonders kostbare Wunderwerke der Uhrmacherskunst auszeichnet. Berühmt machte ihn in der neue-

ren Zeit, dass in seinen vier Wänden der Kelloggspakt unterzeichnet wurde.

Eine kurze Auferstehung höfischen Glanz brachte dem republikanisch gewordenen einstigen Königsschloss der Besuch des englischen Königspaars mit seinen rauschenden Festlichkeiten im Juli. Im Bette Napoleons schlief der Herrscher des Britischen Weltreiches, das ihn niederrang, und auf dem Ruhelager der unglücklichen Königin Marie Antoinette, die auf dem Schafott endete, seine königliche Gemahlin. So hatte es die republikanische Regie gewollt, und zu diesem Zweck die kostbaren Möbelstücke eigens aus den zu Museen gewordenen einstigen Königsschlössern herbeigeht.

Unhöfisch, nüchtern, unzulänglich und zusammengedrängt sind dagegen die Büroräumlichkeiten in den Nebengebäuden, namentlich in dem schon genannten über den einstigen königlichen Ställen errichteten Hauptstück mit seinen verstaubten, winkligen und halbdunklen Gängen und Bürostuben, die vom Keller mit seinen Mäusen und Ratten bis zu den spinnennetzbedeckten Dachluken hinaufreichen.

Diplomaten, Staatsmänner und Fürsten sind die Besucher dieses Hauses, Politiker und Juristen. Eine Vorstellung von ihrer Zahl und Buntheit gibt allein schon der Hinweis auf die hohe Zahl der in Paris vertretenen Länder und Staaten aus allen fünf Kontinenten des Erdkreises. Nicht weniger als 62 diplomatische Vertretungen alter und neuer Staaten zählt die französische Hauptstadt. Alle Farben und Rassen sind vertreten — vom blonden Germanen des Nordens bis zum kraushaarigen Neger Nigerias.

Wie jedes grosse Ministerium — und das französische Aussenministerium gehört wie in jedem Weltreich natürlich zu den ausgedehntesten, sowohl im Wirkungskreis wie nach der Zahl seiner Beamten — hat der Quai d'Orsay eine Vielheit von Abteilungen. Für den Leser am interessantesten sind die Presseabteilung, der Kurierdienst, die Chiffreabteilung und das Archiv. Der knappe Raum verhielt es, auf jede von ihnen einzugehen.

## Französischer Luftfahrtdichter über seine Eindrücke in Deutschland

Der bekannte französische Luftfahrtschriftsteller Mortane, der unlängst als Gast des Generalleutnants Udet und der Lilienthal-Gesellschaft in Deutschland weilte und Gelegenheit hatte, mit zahlreichen führenden Persönlichkeiten der deutschen Öffentlichkeit zu sprechen, hat kürzlich über verschiedene französische, belgische und andere ausländische Sender ein Zwiesgespräch veröffentlicht, dem wir folgende aufschlussreiche und bedeutungsvolle Tatsachen entnehmen:

Mortane antwortete auf die Frage, welche Eindrücke er von den deutschen Fabriken empfangen hätte, folgendermassen:

„Meine Eindrücke waren ausgezeichnet. In den Heinkel-Werken hatte ich die Ehre, mit dem Botschafter der Vereinigten Staaten, Mr. Wilson, zu sprechen. Er sagte mir wörtlich: „In den Vereinigten Staaten bedarf es sehr viel, um uns in Erstaunen zu setzen. Aber ich muss sagen, dass ich hier tatsächlich überrascht bin. Das sind ja die schönsten Werke der Welt“. Man kann sich gar nicht vorstellen, was alles für die Bequemlichkeiten und das Wohlbefinden des Arbeiters, für einen intelligenten und zweckmässigen Werkbau, für die Heranbildung von Lehrlingen und für die Hygiene geleistet worden ist. „Bei Henschel habe ich ganz besonders die Luftschutzeinrichtungen besucht. Alles ist hier vorgesehen, nichts ist dem Zufall überlassen worden. Im Alarmfalle weiss jeder, wohin er gehört und was er zu tun hat. So ist es auch in allen anderen Werken. Nach den Arbeitersiedlungen habe ich die netten Landhäuser bewundert, die den Soldaten in Döberitz zur Verfügung stehen.“

Mortane wurde weiter gefragt, ob das Leben in Deutschland tatsächlich so traurig sei, wie man es sich nach manchen Auslandsmeldungen vorstelle und erwiderte darauf:

„Paris ist nur wenige Flugstunden von Berlin entfernt und doch weiss man nichts, was in der deutschen Hauptstadt geschieht. Ich liebe genau so stark die Arbeit wie das Vergnügen. Ich bin in die Fabriken, in die Lager, in die Kasernen, genau so gut wie in die Theater, Vergnügungstätten, Kinos, Tanz- und Nachtklubs gegangen. Ich habe überall feststellen können, dass trotz der Lebenssteuerung überall Freude und Lebenslust herrscht. Da, wo es Höher- und Niedriger-gestellte gibt, konnte ich nur eine ausgeglichene Atmosphäre der Kameradschaft finden. Die Gaststätten, ob sie Luxus-, erst- oder zweitklassige Betriebe waren, die Vergnü-

Es sei daher nur das Archiv kurz gestreift, eine der vielfältigsten und interessantesten Dokumentensammlungen, die die Welt kennt. Kein Wunder bei einer so geschlossenen staatlichen Tradition von einem vollen Jahrtausend. Es ist in einem eigenen etwas abseits liegenden Bau pseudoklassischen Stils untergebracht. Die festverschlossenen Fenster geben ihm einen geheimnisvollen Anstrich, und in der Tat birgt es auch der Geheimnisse genug, Dokumente von geschichtlicher Wichtigkeit. In diesem grossen Gebäude ruht die gesamte Geschichte Frankreichs, die wahre Geschichte des Landes, ungeschminkt, wie sie sich wirklich zugetragen hat, und soweit sie auf Pergament und Papier gebracht wurde. Aber trotzdem ist es kein toter Raum, sondern eine vielbesuchte Arbeitsstätte, ein Nachschlagbuch, in dem unaufhörlich geblättert wird. Geheime Dossiers finden sich aufgeschichtet, Geheimnisse, die sorgsam gehütet werden, und zu denen nur wenige Leute Zutritt haben. In einem besonderen, wie ein Panzerschrank gesicherten Räume sind sämtliche Verträge untergebracht, die Frankreich im Laufe der Jahrhunderte abgeschlossen hat. Schwere Siegel und Schnüre hängen von den Rollen und Faszikeln auf Pergament und Leder herab. Hier erblickt man den Vertrag von Troyes vom Jahre 1426, der Frankreich der Botmässigkeit des Königs von England unterwarf, dort ist der Vertrag von Münster und Osnabrück, der den für das Reich so folgenschweren Dreissigjährigen Krieg abschloss. An anderer Stelle finden wir die Ratifikationsurkunden des Vertrages von Westminster, unterzeichnet von Oliver Cromwell, der stolz hinzufügte: „The protector“. Wahlos ziehen wir ein paar hochbedeutsame geschichtliche Dokumente heraus: die vollständige Korrespondenz Washingtons mit dem französischen Hofe, Napoleons Korrespondenz mit Tylorland und schliesslich das nun nur noch der Geschichte angehörende Vertragsinstrument von Versailles, das Deutschlands Zerstückelung in die Weg: leiten sollte und dafür Grossdeutschland schuf.

Gustav Herbert, Paris

## Hamburger Bilderspiegel

Eine Hafenstadt zwischen 11 und 15 Uhr — Das Hamburger Leben zwischen drei Polen

Der Hafen, die Binnenstadt mit den Kontorhäusern und nicht zuletzt der Jungfernstieg mit seinem internationalen Leben und Treiben geben der Stadt Hamburg ihr typisches Gepräge.

Mittags pulsiert das Leben im Hafen am stärksten. Ständig ist das Wasser von geschäftigen Barkassen, flinken Jollenführern und gewichtigen Schuten und Dampfern aufgefüllt. Von den Werften tönt das Tackeln der Niethämmer, von Minute zu Minute verändert sich das Bild auf dem Wasser. Am Elbufer und auf den Kais schwenken und neigen sich Hunderte von Kränen, die Güter aus aller Welt aus den dicken Bäuchen der Ueherseeferchter herausheben. Elbbwärts werden Pfähle in die Erde gerammt.

Hier soll die breite Uferstrasse mit dem Hochhaus entstehen, die weit bis zur grossen Hochbrücke über die Elbe führen wird. Am Hafen spüren wir, wie eng Hamburg und seine Schifffahrt verbunden sind und wie das eine ohne das andere, einfach nicht zu denken ist. Hochbepackte Lastwagen, dazwischen Radfahrer und Fussgänger, ein niemals abbreissender Verkehrsstrom wälzt sich durch die ausgedehnten Hafenanlagen — aber auch durch die schmalen Strassen der Altstadt, deren Häuser mit den spitzen, vorn übergeneigten Giebeln oftmals in den Fundamenten erschüttern. Hier unten am Hafen ist das Reich des Stauervizen und Tallyman, hier ist der Pulsschlag des Aussenhandels am spürbarsten, während in den tausenden Kontoren der City die Kräfte wirken, die diesem Warenstrom im Hafen, in den fremden Ländern und auf den Meeren Ziel und Richtung geben.

An den Bordsteinen der Geschäftsstrassen steht ein Wagen neben dem anderen. Banken und Börse, Kontore, Handelskammer und Behörden liegen so eng beieinander, dass es vorteilhafter ist, den Wagen stehen zu lassen und zu Fuss zu gehen. Männer und junge Mädchen mit der unvermeidlichen Ak-

tasche, Vertreter, Importeure, Fabrikanten, Schiffsmakler, Bankboten, eilen auf den Fusssteigen, um wenige Zeit später in dem Eingang irgendeines wuchtigen grauen Sandsteingebäudes zu verschwinden. An den Schaltern der Banken und Büros herrscht um diese Zeit Hochbetrieb, aber doch kein Hasten, Lärmen und Jagen, vielmehr geht alles ruhig, aber flott seinen Gang.

An der Alster und am Jungfernstieg zeigt sich Hamburg von der heiteren Seite. Grosse Neubauten sind gerade hier in den letzten Jahren entstanden, unermüdet zieht das internationale Publikum vorbei. Im Alsterpavillon sitzt es sich schön. Man schaut durch die hohen Fenster auf die Alster, die pastellfarbene getönt ist oder aber auf die weltbekannte Promenade des Jungfernstiegs. Hier ist der Treffpunkt des eleganten Hamburg, und mitten im Gewirr der Grosstadt findet man hier zum Börsenfrühstück eine kurze Erholung.

Die Arbeit aber kennt keinen Stillstand, der Uhrzeiger läuft weiter und bald strömt alles zur Warenbörse, diesem einzigartigen Mittelpunkt hamburgischen Geschäftslebens. Wer lächelt nicht, wenn kurz vor Börsenbeginn seriöse Herren, die oft mit Millionen rechnen und Tausende für irgendeinen Zweck ausgeben, einen schnellen Blick auf die Uhr werfen, ihren steifen Hut festhalten und in einen leichten Trab fallen, um die kleine Gebühr für die Verspätung zu sparen. Oder sind es gar nicht die 30 Pfennige — ist es vielmehr Ehrensache, zu Beginn der Warenbörse pünktlich zu sein, wie es bereits die Väter und Grossväter waren? Hamburgs Geschäftswelt gibt sich hier im täglichen Stillsitzen — an der Geburtsstätte manches trefflichen Börsenwitzes!

So rollt sich zwischen den drei Polen das Hamburger Leben sommers und winters ab, sicher und sachlich, wie es dem Charakter des Mannes von der Wasserkante entspricht.

## Paris und Baden-Baden

Ein Vergleich, der nicht einmal gewagt ist

Wer auf den Gedanken kommen sollte, das Weltbad Baden-Baden einmal auf seine Internationalität hin einer Prüfung zu unterziehen, der möge dort auf den Friedhof gehen. Dort wird er mehr als ein in Stein gemeisseltes Zeugnis für den internationalen Charakter der Stadt antreffen. Mancher Grabstein trägt Zeichen aus vier Weltsprachen, und Ortsnamen wird man dabei entziffern müssen, die auf keiner Karte von Europa mehr zu finden sind. Doch wer den Instinkt dafür besitzt, kann die Internationalität Baden-Badens noch besser aus dem Atmosphärischen heraus erfassen, ähnlich wie man mit geschlossenen Augen durch die Cimetieres Montmartre und Pere Lachaise in Paris laufen kann und sich doch auf Schritt und Tritt der Gegenwart einer Weltstadt bewusst ist. Kein Wunder, dass sich Eugene Guinot, dem geistreichen Plauderer der vierziger Jahre, der sowohl Paris wie Baden-Baden sehr genau kannte, die Antithese aufdrängte: Paris, die winterliche, und Baden-Baden, die sommerliche Hauptstadt Europas.

Man darf getrost behaupten, dass sogar in den Vorurteilen, denen die beiden Städte hegegnen, noch Vergleichsmöglichkeiten liegen. Denn die Snobs werden, wenn sie in Paris oder Baden-Baden angelangt sind, vielleicht enttäuscht sein, auf den Märkten und in den Gassen nicht sofort das Angebot zu finden, was den Weltruhm der beiden Städte begründen half. Sie offenbaren sich in ihrem innersten Wesen nur dem, der — das Paradoxon sei gewagt — mit dem Herzen zu denken und mit dem Verstande zu fühlen vermag. Hier wie dort hat sich die Patina einer grossen Vergangenheit selbst da niedergeschlagen, wo die Bauten ihrem Geist und Zweck nach ganz der Gegenwart verbunden sind.

Der Vergleich lässt sich ohne Gefahr auf die Geographie der zwei Städte ausdehnen. Nicht nur, dass sie etwa auf derselben Höhe zwischen dem 48. und 49. Breitengrad liegen, wo der graue Norden der helleren Luft des Mittelmeeres allmählich zu weichen beginnt — sie haben auch beide ihren Fluss, der im städtischen Organismus dieselbe Funk-

tion erfüllt. Die Rolle, die die Seine für Paris spielt, spielt für Baden-Baden die Oos. In beiden Fällen legt der Fluss den Trennungsstrich zwischen zwei Welten. Links der Oos stehen die Bauten, an deren Gestaltung der französische Einfluss einen hervorragenden Anteil hat. Dort verläuft auch die sehr alte, sehr berühmte Lichtentaler Allee, eine „politische Allee“, die gekrönte Häupter aus allen Kulturstaaten allein oder in angeregtem Zwiesgespräch auf- und abschreiten sah. Es sind sozusagen die Champs Elysées, was die Eleganz und schier babylonische Sprachverwirrung betrifft; es ist die Avenue zum Bois de Boulogne, wenn man die heitere Ruhe der Rasenparketts und die skurrile Eigenwilligkeit der exotischen Fauna betrachtet. Rechts der Oos staffeln sich die Gassen der Altstadt zur Stiftskirche und zu dem majestätisch aufragenden Schloss empor. Es ist — wenn man will — die stille Welt um St. Séverin, die hier wiederkehrt. Und schliesslich: was Chantilly und Longchamp für Paris bedeuten, das ist Hfzheim für Baden-Baden. Hier kann die Illusion zur vollendeten Täuschung werden, wenn man beim Herbstmeeting auch noch die guten alten Bekannten unter Vollblütern und Jockeys von den Pariser Bahnen her antrifft.

Man soll Vergleiche aber auch nicht zu weit treiben. Am Ende ist dieses Baden-Baden nur ein Klein-Paris? Das wäre ganz falsch, denn es ist durchaus etwas sehr Eigenes. Schon der Rahmen ist so ganz anders als der von Paris. Die Wälder in ihrer unergründlichen Tiefe, schweres Kleid der Berge, die die Stadt wachend umstehen, sind deutsch, sind die Welt Carl Maria von Webers, Schauplatz etwa der Wolfsschlucht in seinem „Freischütz“. Und in der Stadt selbst — das lässt sich nicht übersehen — prägt sich in Hunderten von gartenumstandenen Villen ebenfalls ein spezifisch deutsches Merkmal aus: der ganze Individualismus, zu dem der Deutsche fähig sein kann, und der ihn über unsichtbare Treppen und vom Grün verdeckte Autoanfahrstrassen den Weg zu seinen liebgeordneten Eremitagen finden lässt.

\*

# Polizei im Rivoli

ROMAN VON HARALD BAUMGARTEN

Abdrucksrecht durch Carl Duncker-Verlag, Berlin

(4. Fortsetzung)

„Mit meinem Telephon? Ich habe zwar heute früh noch nicht gesprochen, aber gestern...“

„Eben gestern. Die Störungsstelle meldet, gestern Abend sei der Apparat nicht in Ordnung gewesen. Ich soll ihn nachsehen.“

„Bitte schön. Kommen Sie herein.“

Der Monteur ging neben Frau Holthusen durch die Zimmer. Er zog einen Zettel aus der Tasche. „So gegen neun Uhr wurde hier immerzu angerufen, und da kam die Verbindung nicht zustande.“

Er nahm den Hörer ab und drehte eine Nummer. „Hier 26 48 39. Wegen der Störung gestern Abend.“ Er wartete einen Augenblick, dann hing er wieder an. „Anscheinend alles in Ordnung. Wie kommt es, dass gestern Abend... Haben Sie irgend etwas mit dem Apparat gemacht?“

„Ich? Was sollte ich denn...?“ Plötzlich fiel es Frau Holthusen ein. „Die junge Schauspielerin, die bei mir wohnt, hat ein Gespräch geführt, und da hat sie den Hörer nicht aufgelegt. Das wird es gewesen sein.“

„Den Hörer hat das Fräulein nicht aufgelegt? Dann ist natürlich keine Verbindung möglich. Dann kommt das Besetzzeichen. Aber man legt doch den Hörer auf die Gabel, wenn ein Gespräch zu Ende ist.“

„Lange kann es nicht gedauert haben. Denn ich kam ins Zimmer und sagte gleich, Ednachen, Sie haben vergessen, den Hörer aufzulegen. Und da nahm ich ihn und brachte es in Ordnung.“

Der Monteur schmunzelte. Er zog eine kleine Schraube an, als sei sie die Ursache der Störung. „Ja, junge Schauspielerinnen sind immer ein bisschen zerstreut. Ich hatte auch mal eine Braut, die war beim Ballett. Aber das war nichts Reelles.“

Frau Holthusen waren die Vertraulichkeiten nicht gerade angenehm. Aber dass man Edna mit irgendeinem Ballettmädel verglich — das ging zu weit. „Fräulein Heim war gestern nervös. Ich weiss nicht, warum dies Gespräch sie so ausser Fassung gebracht hat.“ Etwas kriegerisch sah sie den Monteur an. „Jetzt ist jedenfalls wohl alles wieder in Ordnung, wie?“

„Ist es. Das kann ich gar nicht begreifen, wie man so zerstreut sein kann und den Hörer nicht auflegen. War vielleicht der Bräutigam, der ihr abgesagt hat.“

Die alte Frau sog tief den Atem ein. Ein aufdringlicher junger Mensch. Sie presste die Lippen aufeinander und schwieg.

„Na, denn kann ich gehen. Wiedersehen!“ Pfeifend schlenderte der Monteur die Elbchasse hinunter. Jetzt sah er sich sogar nach Frau Holthusen um, die im Garten stand, und winkte einmal.

Brück drehte sich Frau Holthusen um und ging ins Haus hinein.

Der Monteur beobachtete es und fing an, rascher zu gehen. Dann betrat er eine Wirtschafft. „Kann ich mal telefonieren?“ fragte er und wies dem Wirt hinter der Theke eine Polizeimarke vor.

Der Wirt öffnete die Tür der Sprechzelle, die auf einem Gang dicht hinter dem Schankraum lag.

Der angebliche Monteur schloss die Tür der Zelle fest hinter sich und drehte eine Nummer. „Bitte Apparat 47.“

Kriminalrat Plessow meldete sich.

„Hier Hellriegel. Es war nicht viel herauszubekommen, Herr Rat. Die Heim soll durch den Anruf ganz verstört gewesen sein. Sie hat den Hörer fallen lassen. Die alte Dame war ziemlich zugeknöpft.“

„Also sie war verstört? Dann war es Merlin.“

VI.

Als die Mitglieder des Schauspieltheaters nach der Probe die Strasse betraten, schwatzten sie laut und fröhlich. Der Regisseur war zufrieden gewesen. Der Don Carlos „stand“, wie man in der Bühnensprache sagt. Sonnabend war die erste Vorstellung der Saison. Es ging gegen Abend.

Vor einer der Plakatsäulen sammelten sich die Schauspieler. Da prangte die grosse Voranzeige des Schauspieltheaters. Alle Mitglieder — die alten und die neuengagierten — waren darauf verzeichnet.

Edna Heim las ihren Namen. Sie lächelte wehmütig. Mit welchem Stolz hätte sie das

noch vor zwei Tagen erfüllt! Ihr Name zum erstenmal in der Öffentlichkeit! Ihr Name unter den Namen berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen. Sie hätte sich ausgemalt, wie dieser Name immer höher stieg bis ganz nach oben, wo die Namen der Prominenten standen.

Und heute? Ihre Blicke schweiften zur Seite. Mit Mühe unterdrückte sie einen Aufschrei. Da war ja Henriks Bild! Das gleiche Bild, das vor seinem Konzert überall zu sehen gewesen war.

Jetzt war es auf einem roten Plakat. „Steckbrief gegen den flüchtigen und des Mordes an seiner Ehefrau Juanita, geb. Pessoa, dringend verdächtigen Pianisten Henrik Merlin.“

Nein, nein, dachte sie. Er nicht — er nicht.

Sie verabschiedete sich flüchtig von ihren Kollegen. Sie konnte das Bild nicht mehr sehen.

Ziellos ging sie durch die Strassen. Bei diesem Gang, der ihrem Auge nur unklare Bilder von rollenden Wagen, eleganten Menschen, wirbelnder Hast vermittelte, arbeitete ihr Gehirn mit seltener Schärfe.

Sie dachte darüber nach, wie sie ihm helfen konnte. Er ist allein und hilflos, überlegte sie. Es wird schon so sein, dass er nicht ein und aus weiss. Dass alles gegen ihn steht. Alle Tatsachen und aller Schein. Er aber meint, er könne sich nicht reinwaschen: Er denkt an mich. Sein Anruf war ein Hilferuf.

Ihre Füsse hatten sie zum Alsterpavillon getragen. Edna setzte sich an einen kleinen blumengeschmückten Tisch und bestellte eine Tasse Kaffee.

Drüben am Nebentisch nahm ein Mann

## Confetteria

Aeltestes und vornehmstes Haus



## Biennense

Nachm. und abends  
gutes Konzert

Tel. 4-9230 - RUA BARÃO DE ITAPETININGA 239 - S. Paulo

Platz. Er hielt eine Zeitung vor sein Gesicht.

Edna sah über ihn hinweg. Der Kellner brachte den Kaffee.

Sie trank in kleinen Schlucken. Wo könnte ich ihn treffen, überlegte sie. Natürlich dort, wo er den wirklichen Täter vermutet. Bestimmt, dachte sie erschüttert, hält sich Henrik verborgen, um den Mörder zu finden. Hätte er sich gestellt, wäre er festgenommen worden. Man hätte ihn verhört. So aber war er frei und konnte handeln.

Aber wo? Doch nur da, wo der wirkliche Täter sich aufhielt.

Der Mann am Nebentisch wandte die Zeitung um.

Edna sah auf und blickte auf die Rückseite der Zeitung.

„Rivoli-Varieté“ — stand dort in dicken Buchstaben.

Es war wie eine Erleuchtung. Edna winkte dem Kellner, der sofort kam. „Wie komme ich nach dem Rivoli-Varieté?“ fragte sie, während sie bezahlte.

„Mit Linie eins. Da drüben ist die Haltestelle.“

„Danke.“ Edna stand auf.

Ich will mir die Vorstellung ansehen, dachte sie, dort treten doch alle Artisten auf, mit denen die Lorette zusammen war.

Der Mann am Nebentisch hatte seine Zeitung zusammengefaltet. Er zahlte und erhob sich. Bedächtig ging er hinter Edna her, die jetzt in den vorderen Wagen der Strassenbahn stieg.

Der Mann sprang auf den Vorderperron, des Anhängers. „Bis zur Endstation“, sagte er zum Schaffner.

Von der gewölbten Kuppel des Rivoli-Varietés hingen an dünnen Drähten Hunderte von Glühbirnen herab. Legte man den Kopf in den Nacken, schien es, als glitzerten die Sterne an einem samtigen Himmel.

Es war der zweite Abend des neuen Programms. Wieder war es ausverkauft.

Man hatte die Aufrufe der Polizei gelesen. Man war Publikum. Man war aufge-

fordert, sich an der Suche nach dem Verdächtigen zu beteiligen.

Oder war es vielleicht doch ein anderer?

Das Publikum tuschelte. Wie ein unterirdischer Strom, der unter dem friedlichen Spiegel der Oberfläche in wilden Strudeln dahinschiesst, quirlte auch durch das Publikum ein Gefühl der Spannung, als ob von den Artisten da oben auf der Bühne eigentlich ein jeder der Mörder sein könnte.

Denn hatten sie nicht alle in dem Künstlerheim gewohnt?

Was für gutgemeinte Beobachtungen, scharfsinnige Hypothesen waren schon bei Kriminalrat Plessow eingelaufen.

Der Messertänzer Ziska — was für ein tollkühner Bursche. Die Lorette war doch mit einem Dolch getötet worden.

In der dritten Reihe sass Edna Heim. Es fiel nicht auf, dass sie sich oft umsah. Alle anderen taten es auch.

War Henrik hier? Sass er vielleicht oben auf der Galerie? Aber sollte Henrik sich verstellen können? So gut, dass er es wagen konnte, sich öffentlich zu zeigen?

Edna verneinte diese Frage sofort. Sie wusste, welch einen mächtigen Apparat die Polizei besass, wusste, dass geschulte Kriminalisten sich nicht so leicht durch eine Maske täuschen lassen. Und doch — er hatte es fertig gebracht, sie anzurufen. Er hatte ihr ein Zeichen gegeben.

Wie gebannt hatte sie die Nummer Ziskas verfolgt: Diese Nummer, die sich in den Vordergrund alles Interesses geschoben hatte. Und dann waren zwei gleichgültige Nummern gekommen. Sie blätterte in dem Programm. Nummer 8: Der berühmte Musical-Clown Cemballa. War es nicht lächerlich, hier zu sitzen? Wie — wenn Henrik noch einmal telephonierte hätte? Wie konnte sie sich jetzt eine Clownnummer ansehen?

Sie hatte schon den Entschluss gefasst, aufzustehen und fortzugehen. Da erlosch das Licht. Die Musik begann den Chopinschen Trauermarsch.

Und der Clown Cemballa tänzelte auf die Bühne...

dachte Edna, was hat er für ein leidvolles Gesicht. Nein, gar kein Gesicht. Eine Fratze ist es. Eine wehmütige Fratze.

Jetzt stieß der Clown den Flügel zurück und hielt sich die Ohren zu.

Da hatte er ja eine kleine Flöte an seinem Rock hängen. Ganz in sich versunken, spielte er eine süsse Schäferweise und tanzte zu ihr.

Aber auch das war nichts.

Und nun geriet er in ein Furioso der Verzweiflung. Wild griff er nach anderen Instrumenten, Geige, Trompete, Saxophon. Und auf den winzigen Instrumenten suchte er sich von einem Druck zu befreien, der anscheinend seine Seele belastete. Plötzlich raste er wieder an den Flügel. Spielte im Diskant eine Melodie, so silberhart, als hole er die Töne vom Himmel herunter.

Wie er so dasass, halb den Rücken dem Publikum zugekehrt, meinte Edna, eine Hand fasse nach ihrem Herzen.

So wie der Clown eben mit einer weichen Regung den einen Ton angeschlagen hatte — so hatte Henrik...

Es kam ihr vor, als falle sie ins Bodenlose. Sie schloss die Augen und öffnete sie sofort wieder. Es war Wahnsinn! Und doch... diese eine Bewegung! Ihre Hände umkrampften die Lehne des Vordersitzes. Sie beugte sich weit vor.

Das wahre Gesicht — man könnte ja das wahre Gesicht nicht erkennen. Es war von Schminke ganz und gar lächerlich überzogen. Es gab keine Möglichkeit, aus der Clownsfratze das Menschengesicht zu erspähen.

Oben aber — auf der Bühne — begann wieder der tolle Reigen — der Kampf mit den Instrumenten von neuem. Es war, als schmerze jeder Ton den Körper des Clowns. Und doch spielte er meisterhaft. Der Fuss donnerte die Pauke, der Mund blies in eine Harmonika, und eine Hand griff in die Tasten des Flügels. Melodien kämpften gegeneinander, wuchsen zusammen und flohen sich. Bis der Vorhang wie ein trennendes Schwert den letzten, gewaltigen, versöhnenden Akkord durchschnitt.

Das Publikum raste. Selbst Burghardt dachte nicht mehr an Edna Heim, er klatschte begeistert.

Die Lampen flammten auf. Vor dem Vorhang stand der gebeugte, grinsende Clown Cemballa in seinem weiten schlotternden Gewand und warf zierlich Kusslände ins Publikum.

Mechanisch liess sich Edna Heim von dem Menschenschwarm, der ins Foyer strömte, hinaustreiben. Sie meinte, ihr Kopf müsse zerspringen — bei dem unmöglichen Gedanken, dass der Clown Cemballa Henrik sei.

Das wäre ja so gewesen, als wenn sie selbst vor heute bis morgen eine grosse Sängerin hätte werden sollen.

Henrik war Pianist. Und dieser Clown war ein Artist, dessen Nummer ein Leben voll Arbeit erforderte. Das konnte man doch nicht so einfach!

Menschen ähneln sich in ihren Bewegungen. Und doch — wieder überfiel sie die Erinnerung. Genau so hatte sich Henrik umgedreht. So hatte er ihr beide Arme entgegen-gestreckt, wenn sie in Berlin aus dem Auto sprang — draussen im Grunewald, wo sie verabredet waren.

Ein Klingelzeichen ertönte. Das Publikum ging in den Saal zurück. Die grosse Zauberschau des Direktors Fred Harris begann.

Edna wartete, bis das Foyer leer war, dann trat sie an das Büfett und verlangte eine Portion Eis.

Das Fräulein schob den Teller vor sie hin.

„Wo verkehren denn die Artisten?“ fragte Edna.

Dem Fräulein fiel die Frage nicht auf. Es kamen viele junge Mädchen und fragten das gleiche. Der schöne Ziska hatte immer

## Unser Jahrbuch

# „Volk und Heimat“

Ausgabe 1939, ist bereits erschienen.

Preis: 3\$500, Einzelfsendungen nach dem Innern 4\$500, Ausland 6\$000.

Zu beziehen bei folgenden Buchhandlungen:

São Paulo: C. Gahmann, Rua Conselheiro Christiniano 2-a.

Delínee, Rua São Bento 541.

Rio de Janeiro: Vertreter: Fr. Kumlín, Avenida Mem de Sá 90, Sobrado.

Livraria Allemã, Rua da Alfandega 69.

Curitiba: Medelsburg, Rua Bar. de Rio Branco 18 und 33.

Florianopolis: Alberto Entres, Rua Felipe Schmidt 14.

Blumenau: Vertreter: Fred Brunner, Rua 15 de Novembro 61.

einen Schwarm von Verehrerinnen um sich. „Drüben im Alten Eck. Da sitzen sie nach der Vorstellung.“

„Danke!“ Edna zahlte und ging.

Kopfschüttelnd nahm das Fräulein den Teller mit dem unberührten Eis und stellte ihn zurück.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe die Garderobefrau aus der Ueberfülle Ednas Mantel und Hut herausgefunden hatte. Sie wunderte sich, wie blass das junge Mädchen war.

Die Gedanken Ednas aber kämpften miteinander. Meine Nerven sind überreizt. Aber es war doch Henriks Bewegung...

Es trieb sie einfach. Sie fühlte, dass Henrik nahe war.

Ich muss mich ganz auf meinen Glauben verlassen, empfand sie. Ein paarmal ging sie noch vor dem Variété hin und her, so, als erwarte sie, dass Henrik gleich auf sie zukommen würde. Dann kreuzte sie die Strasse und ging in das Alte Eck. Im Schaufenster hing über den ausgestellten Delikatessen ein Schild: Hier verkehren die Künstler des Rivolvartés.

Die Wände des Restaurants „Zum Alten Eck“ waren mit Speiseanpreisungen und Artistenbildern bedeckt. Die Decke hing niedrig über dem Raum, der mit so vielen Tischen vollgestellt war, dass nur enge Durchgänge frei blieben. Es duftete nach gebratenem Fleisch.

Die grosse, hellblonde Wirtin stand in einem blütenweissen Kittel hinter der Theke, dicht neben dem verchromten Kaffeekessel.

Als Edna das Lokal betrat, war es noch fast leer. Der Betrieb setzte erst nach Schluss der Vorstellung ein.

Edna erkannte den Jongleur Malotti, der mit seiner Frau und zwei Kollegen in der Künstlerecke sass.

Sie suchte sich einen Platz, von dem aus sie den ganzen Raum und die Eingangstür gut überblicken konnte. Jetzt würde Frau Holthausen vergeblich auf sie zum Essen warten! Ob sie einmal anrief? Aber da ihr für ihr Ausbleiben keine Ausrede einfiel, telephonierte sie nicht. Ja, sie überlegte sogar, ob sie nicht zu weit draussen wohnte, bedachte aber keineswegs, dass erst die Qual der letzten Tage den langen Weg beschwerlich werden liess.

Ehe der Kellner kam, sah sich Edna genau um. Ausser dem Jongleur und einigen Kartenspielern, die wohl kaum zum Variété gehörten, sass an einem entfernteren Tisch nur noch ein Mann, der kurz nach ihr das Lokal betreten hatte. Er hatte ein Rennprogramm vor sich liegen und strich verschiedenes an. Offenbar rechnete er Verlust und Gewinn nach.

Der Kellner kam.

„Bitte, eine Hühnersuppe,“ sagte Edna und sah dabei auf das Plakat an der Wand vor ihr.

„Mir ein Eisbein!“ rief der Mann mit dem Rennprogramm zur Toubank hinüber.

Begierig lauschte Edna auf jedes Wort, das am Künstlertisch gesprochen wurde. Malotti redete offenbar über Ziska. Edna verstand etwas von einem Krach zwischen Ziska und dem Direktor, der keineswegs schon beigelegt sei.

Der Kellner brachte die Hühnersuppe. „Guten Appetit!“ wünschte er und stellte den Teller hin.

„Wann kommen denn die anderen Artisten?“ fragte Edna.

„Wird bald so weit sein.“

Edna ass langsam, die Suppe war gut und kräftig.

Die Tür ging auf und zu. Der Kellner, der sich gegen das junge, schöne Mädchen lebenswürdig zeigen wollte, flüsterte ihr im Vorbeigehen die Namen der Artisten zu, die jetzt nach und nach erschienen. „Das ist der Schnellmaler — die Dame dort drüben ist die Besitzerin des Wunderbären.“

Edna dankte jedesmal mit einem Kopfnicken.

Die Wirtin drehte das Radio an.

Jetzt kamen die ersten Besucher des Variétés. Der Raum füllte sich schnell.

Die beiden Kellner liefen eifrig hin und her und riefen die Bestellungen laut zur Theke hinüber.

Die Wirtin öffnete eine Klappe an der Wand, hinter der ein Aufzug nach unten in die Küche lief, und gab die Bestellungen mit lauter Stimme weiter.

Das Klappern der Löffel und Gabeln, das fast ununterbrochene Rattern des Aufzuges, der die Speisen beförderte, mischte sich mit den verschiedensten Gesprächen der Gäste.

Während ihre Blicke auf die hin und her pendelnde Tür gerichtet waren, sass Edna fast unbeweglich auf ihrem Stuhl. Sie wartete gespannt auf den Clown.

Es schien ihr in diesen langen Minuten alles von der Sekunde abzuhängen, da sie sein Gesicht ohne die entstellende Schminke sehen würde.

Ein gut angezogener Mann hatte jetzt das Lokal betreten. Den Kopf etwas vorgeneigt, betrachtete Edna ihn unauffällig. Sie konnte sich nicht denken, welcher von den Artisten er sein könne.

Der Mann ging mit raschen Schritten durch die engen Gänge an den Künstlertisch. „Guten Abend!“ sagte er laut, indem er seinen Hut an den Garderobenhaken hing.

„n Abend, Ribisch,“ erwiderte Malotti und

was du von den Beziehungen Ziskas zur Lorette weisst — was wirst du dann sagen?“

Ribisch drehte ein Brotkügelchen. „Man hat mich schon gefragt, Malotti. Ich hab' eben ausweichend geantwortet. Man hat doch so etwas wie Solidaritätsgefühl.“

Der Jongleur erhitzte sich. „Aber das geht doch nicht! Ich habe den Ziska so oft beobachtet. Ich muss doch die Wahrheit sagen, Ernst. Nach meiner Meinung war mehr als nur Freundschaft zwischen Ziska und der Lorette.“

Ribisch hob den Kopf und sah Malotti an. „Meinst du? Dann — ja, das muss eben die Polizei herausbringen. Ich will keinen Kollegen reinlegen.“

„Red doch nicht, Ernst, von Reinlegen kann

# VEABON

3\$000

PASTILLEN DAS BESTE BEI  
HUSTEN, HEISERKEIT

Hirsch Apotheke

RUA SÃO BENTO, 219

rückte eifrig einen Stuhl zurecht. „Komm, setzt dich zu mir, ich möchte was mit dir bereden.“

Unwillkürlich blätterte Edna in dem Programm. Wer konnte es nur sein? Jedes Wort, das an dem Künstlertisch gesprochen wurde, konnte sie deutlich verstehen.

„Wird ja immer kleiner, unser Stammtisch,“ sagte Malotti, „jetzt scheint Ziska auch noch wegzubleiben. Was ist denn mit dem Cemballa los? Warum hast du ihn nicht mitgebracht?“

Bei dem Namen Cemballa zuckte Edna zusammen. Um ihre Aufregung zu verbergen, steckte sie sich eine Zigarette an.

Ribisch hatte seinen Stuhl so gestellt, dass er mit dem Rücken zum Lokal sass. „Du kennst doch die Clowns! Ich hab' ihn aufgefordert, aber er sagte, er müsse sich noch einrichten. Als ob das lohnte, sich in einem Hotel für die vierzehn Tage gross einzurichten.“

„Hast du ihn auch im Künstlerhaus untergebracht?“

„Ja — im dritten Stock war noch ein Zimmer frei. Das hat er genommen. Ein sonderbarer Kauz. Das schöne Zimmer neben mir wollte er nicht haben.“



Eigene Möbelfabrik sowie Polster- und Dekorationswerkstätte

**SÃO PAULO**  
Rua Santa Efigenia Nr. 51

**Polstermöbel**  
Vollständ. Wohnungseinrichtungen  
Gardinen - Teppiche

Vorteilhafte  
Preise

**TAPEÇARIA SCIULZ**  
FUNDADA EM 1925

**SANTOS**  
Rua João Pessoa Nr. 79

Die Dame mit der Bärennummer bestellte ein reichliches Essen. Sie war korpulent, ihr rundes Gesicht strahlte Lebensfreude aus. In ihrem gemütlichen österreichischen Dialekt rief sie: „Schad, dass der Ziska jetzt ausbleibt! War der einzige, der ein bisschen Leben in die Bude gebracht hat.“

Malotti rückte näher an Ribisch heran. Seine Hand tastete unwillkürlich nach der Brusttasche. „Du, Ernst, morgen muss ich ins Stadthaus. Ich muss mal mit dir reden. Wegen meiner Aussage. Ich fürchte, ich hab' da in der ersten Aufregung was Dummes angestellt.“

Er sah sich im Kreise um, als warte er, dass alle Aufmerksamkeit ihm entgegengebracht würde. Aber die rundliche Oesterreicherin widmete sich ganz dem Genuss des Essens. Und die anderen Artisten hatten sich an dem Kopfende des langen Tisches zu einem Skat zusammengesetzt.

Malotti warf ihnen einen beleidigten Blick zu. Er wandte sich jetzt ganz an Ribisch. „Du kennst doch den Ziska besser als ich, Ernst. Wenn dich nun der Kriminalrat fragt,

doch keine Rede sein. Ziska steht doch überhaupt nicht in Verdacht. Das weisst du ja, dass sie nach dem Ehemann der Lorette fahnden. Ziska war von neun Uhr ab im Erfrischungsraum. Das Büfettfräulein hat es mir erzählt.“

Ribisch bewegte die Lippen, als wolle er etwas ganz Bestimmtes sagen, aber dann wurde nur ein kleines Lächeln daraus.

Malotti presste heftig seinen Arm. „Nun red' doch schon, Ernst!“

„Ich war auch im Erfrischungsraum — um neun Uhr,“ sagte Ribisch, „ich habe Ziska nicht gesehen.“ Seine Blicke wurden plötzlich unruhig und irrten umher. „Weisst du, Malotti, man sitzt sozusagen zwischen zwei Stühlen. Da ist nämlich noch was anderes...“ Seine Stimme wurde leise und leidenschaftlich. „Mir geht es genau wie dir, Malotti. Ich habe heute was gefunden und zerbrech mir den Kopf, ob ich das sagen muss oder ob ich es für mich behalten darf. Das ist scheusslich — ganz scheusslich.“

Malottis Gesicht rötete sich. „Was hast du denn gefunden? Herrgott, man sitzt wie auf einem Pulverfass! Womöglich wird man noch bestraft, wenn man etwas verheimlicht. Du denkst doch genau wie ich — was das

Malotti warf den Kopf unruhig hin und her und trommelte mit den Fingerspitzen auf den Tisch. Winzige Schweissperlen bildeten sich auf seiner Stirn. „Man kommt sich schon rein wie ein Verbrecher vor — wenn sie nur den Mann von der Lorette erst hätten!“

Zustimmend nickte Ribisch. „Ja — wenn sie nur den Täter erst hätten, dass man wieder freier atmen könnte!“ Er rief durch das Lokal: „Ober, zahlen!“

Der Kellner kassierte eben bei Edna. „Sofort, Herr Ribisch!“

Der Mann mit dem Rennprogramm war bereits aufgestanden. Er hatte sofort nach Erhalt der Speisen und Getränke gezahlt. Nun angelte er mit seinem derben Stock den Hut vom Garderobenhaken und ging hinaus, ohne irgend jemand in dem Lokal zu beachten. Auf das freundliche „Auf Wiedersehen“ der Wirtin nickte er nur.

Der Kellner kassierte am Künstlertisch.

Während Edna hinausging, überlegte sie, wie sie nur mit dem Mann sprechen könne, der so viel von Ziska zu wissen schien.

Die Strasse war nur matt von den Gaslaternen erhellt. Einige Sekunden blieb Edna vor der Tür des Restaurants stehen. Drüben leuchteten die Bogenlampen das Variétés.

Sie zog den Mantel eng zusammen, ehe sie ein paar zaghafte Schritte vorwärts tat. Was will ich denn nur! dachte sie geängstigt und hoffnungslos, ich kann doch jetzt unmöglich einen fremden Mann ansprechen. Jetzt — mitten in der Nacht. Was sollte er von mir denken?

Hinter sich hörte sie das Schurren der Tür. Der Mann, mit dem sich ihre Gedanken beschäftigten, verliess das Lokal.

Edna krampfte die Hände zusammen und sammelte allen Mut. Aber im allerletzten Augenblick, als sie schon auf ihn zugehen wollte, vermochte sie es doch nicht.

Ribisch ging an ihr vorbei. Der Augenblick war verpasst.

Ich bin feige! dachte Edna und fühlte eigenen dumpfen, brennenden Schmerz in sich. Ihre Füsse setzten sich mechanisch in Bewegung, während ihre Blicke Ribisch nicht losliessen. Sie sah den Mann vor sich hergehen und bemerkte, dass er nicht wie andere Menschen mit der ganzen Sohle auftrat, sondern auf Zehenspitzen lief. Und plötzlich war ihr, als liefe da vorn kein Mann, sondern eine grosse Katze, so unheimlich war der lautlose Gang dieses Mannes.

Dann lächelte sie über sich selbst. Der Mann war doch der Inspizient. Der Kellner hatte es ihr doch zugeflüstert. Lief nicht der Inspizient des Schauspieltheaters auch immer auf den Zehenspitzen herum, weil ein lauter Schritt hinter den Kulissen die Schauspieler auf der Bühne stören würde? Nun, dieser Inspizient machte es gewiss ebenso. Er ging hinter der Szene auf den Zehenspitzen und hat sich wahrscheinlich so daran gewöhnt, dass er auch im Leben den leisen, vorsichtigen Gang beibehielt.

Jetzt öffnete der Mann eine Haustür. Als Edna die Stelle erreicht hatte, las sie ein Schild: „Künstlerheim“. Die Tür hatte eine grosse Glasscheibe, durch die man in eine Halle hineinblicken konnte. Sie war hell erleuchtet.

Edna sah den Inspizienten im Gespräch mit einer breitschultrigen untersetzten Frau mitten in der Halle stehen. Er hielt den Kopf etwas schief und schien aufmerksam zuzuhören.

Ob sie es wagte, jetzt nach dem Clown Cemballa zu fragen? Es war viel zu spät. Sie musste ihre Ungeduld zügeln.

Langsam schlenderte sie bis zur Strassenecke, wo der Autobus nach der Elbschausee hielt.

Der Kriminalassistent Burghardt sah sie abfahren. Er lächelte mitleidig. Dies kleine Fräulein war ein ganz und gar harmloses Geschöpf. Hatte wohl die romantische Idee, selbst den Detektiv zu spielen. Aber natürlich würde er sofort Bericht erstatten.

Von der nächsten Fernsprechkabine aus rief er den Kriminalrat Plessow an. „Die Edna Heim war im Rivolvartés, dann im „Alten Eck“. Sie hat ganz allein an einem Tisch gesessen und ist jetzt mit dem Autobus nach der Elbschausee gefahren.“

Plessow dankte. „Es ist gut, Burghardt. Melden Sie sich morgen früh um acht bei mir.“

(Fortsetzung folgt)

### Dienst am Kunden!

Jedem Wunsch nach Möglichkeit gerecht zu werden, ist Grund-idee unserer Organisation und unseres geschulten Personals.

## Banco Germanico

da America do Sul

São Paulo

Rua Alvares Penteado 17 (Ecke Rua Quitanda)  
Rio de Janeiro, Rua da Alfandega 5  
Santos, Rua 15 de Novembro 114

### Leckere Kuchen, köstliche Puddings

mit  
**Walter Kirchhoff's**  
Backpulver Berlin, Puddingpulver  
Maispuderstärke Milhomina usw.  
in allen Lebensmittelgeschäften  
erhältlich  
**Walter Kirchhoff** Telef. 3-8658 São Paulo

### Deutsche Färberei und chemische Waschanstalt „Saxonia“

Annahmestellen: Rua Sen. Feijó 50. Tel. 2-2396  
und Fabrik: Rua Barão de Jaguará 980. Tel. 7-4264

### BANDONEONS und Schifferklaviere (Gaita piano)

der Weltmarke AA (Alfred Arnold) sind die  
meist gesuchten. — Generalvertreter:  
**Adolf Schwab, Pelotas** Rio Grande do Sul  
Agenturen an verschiedenen Plätzen können  
noch vergeben werden.



### Das nie versagende Feuerzeug PETROMAX

mit dem besonderen Cer-Eisenstein erhalten Sie bei  
**E. OLDENDORF**  
Rua Senador Queiroz 79-A / Caixa 1072 / Tel. 4-0190  
SÃO PAULO

**PRECISÃO E GARANTIA**  
**RELOGIOS Junghans**  
In allen  
Fachge-  
schäften  
zu haben

### CONDOR FLUGDIENST

PASSAGIERE  
POST  
FRACHT

Telegr. AERONAUTA  
SÃO PAULO: Telef. 2-7999  
SANTOS: Telef. 5091

### Bitte Ausschneiden, Oetker-Rezept!!!

### „WAFFELN“

Zutaten: 250 g Butter, 50 g Zucker, 1 Paek-chen Dr. Oetkers Vanillinzucker, 1 Flaeschchen Dr. Oetkers Backoel Zitrone, 1 Flaeschchen Dr. Oetkers Rum-Aroma, 6 Eier, 500 g Weizenmehl, 1 Paekchen Dr. Oetkers „Backin“, 1/2 l Milch.  
Zubereitung: Man rührt die Butter zu Sahne, fugt unter bestaendigem Rühren langsam Zu-cker, Vanillinzucker, Backoel, Aroma und Eier hinzu, danach das mit dem „Backin“ gemischte und gesiebte Mehl abwechselnd mit der Milch und schlaegt den Teig bis er Blasen wirft. In einer heissgemachten Waffelpfanne, die jedesmal mit einer Speckschwarte ausgestrichen wird, baeckt man den Teig sofort aus bei gelindem Feuer

Generalvertreter für Brasilien:  
**WALTER HUSMANN**  
S. Paulo - Caixa 2599

### Gebrauchter elektr. Eisschrank

mit vier Türen, in gutem Zustand,  
billigst zu verkaufen.  
**Möbelhaus Walter Schulz**  
R. Gen. Couto de Magalhães 13 / Tel. 4-3287  
Reiche Auswahl in Vorlagen aller Preislagen.  
Fachmännischer Rat bei Anfertigungen.  
Grosser Stock in neuen und gebrauchten Möbeln  
**Kauf - Verkauf - Tausch**

### Livraria Delinee

Älteste deutsche Buchhandlung  
Rua São Bento 541 - Caixa Postal 2-V São Paulo  
Reichhaltigstes Sortiment. Bestellungen werden rasch  
und gewissenhaft ausgeführt.

Deutsche  
Edelstein-Schleiferei  
**N. Kröniger**  
Grösste Auswahl in  
gefähten und unge-  
fähten Edel- und  
Halbedelsteinen  
Rua Xavier de Toledo 10 - Telefon 4-1083

# Sturmfahrt mit der Schönen Helena

Abdrucksrecht durch  
Duncker-Verlag, Berlin

ROMAN VON G. H. VON IHERING

(10. Fortsetzung.)

Es tat Ursula wohl, einfach so neben dem alten  
Freund stehen zu können, ohne Worte, ohne Er-  
klärungen. Sie dachte an das Gespräch, das sie  
gestern mit Lelia Lund über die beiden Freunde  
geführt hatte. Was Kommi betraf, hatte die Schwe-  
din recht behalten! Das ließ sich nun nicht mehr  
bestreiten. Aber mit Wolf? — Da hatte sich Lelia  
bestimmt geirrt. Liebe sah doch ein bisschen an-  
ders aus. Seine gleichbleibende Freundlichkeit und  
süße Art ließ sich schwer durchschauen, aber Ver-  
liebtheit war das faam.

„Guter, alter Wuff“, sagte sie leise, unbewußt  
den halb vergessenen Namen aus ihrer gemein-  
samen Kindheit wählend.

„Liebe kleine Wuff“, antwortete er ebenso und  
legte schüchtern seine breite, verlässliche Pranke über  
ihre schmale Hand.  
Er küßte, wie ihn eine Welle von Liebe und  
Zärtlichkeit davortrug. Wenn er nur seine Schen  
überwinden könnte und sie einfach in seine Arme  
nehmen.

Den ganzen Vormittag hatte er sich unglück-  
lich gefühlt, weil sie gestern Abend so offensicht-  
lich Komrads Werben nachgegeben hatte. In seiner  
Eifersucht hatte er mit den beiden kaum ein Wort  
gewechselt und sich selber dafür gehaßt. Aber  
jetzt war das alles ausgelöscht.

„Süße, kleine Wuff, ich liebe dich! Und ich  
bitte dich, vergiß einen Augenblick, daß ich der  
gute, alte Wuff bin, der für dich Kürschchen ge-  
stohlen und auf deinen Befehl Feuerwerkskörper ein-  
geworfen und Puppen verarztet hat. Stell dir  
mal vor, daß ich auch noch ein anderer bin als  
der langweilige alte Kerl, den du in- und aus-  
wendig kennst. Laß uns neue Namen für ein-  
ander finden und ganz neu anfangen.“

So oder so ähnlich wollte er zu ihr sprechen,  
aber die Worte kamen ihm nicht über die trockenen  
Lippen.

Er fürchtete sich vor der Entscheidung. Er fürch-  
tete sich, daß sie zu lachen beginnen könnte oder  
ihn spöttisch verwundert anschauen würde. Und  
dann würde der Traum ein für allemal zu Ende  
gewesen.

Trotzdem mußte er jetzt reden. Er küßte, daß  
die Stunde gekommen war. Also gut. Wenn die

dritte Welle dort vorn an ihnen vorbeirauschte,  
dann wollte er sprechen.

Die dritte Welle kam, und mit ihr Pat Mur-  
phy, der unbemerkt von der anderen Seite heran-  
geschleudert war und fest entschlossen schien, nicht  
zu weichen. Er begann mit einer Dreifigkeit Ur-  
sula den Hof zu machen, als ob ihre Freund nur  
Luft sei. Wolfgang hätte ihn am liebsten kalten  
Blutes über Bord geworfen.

Zum Glück für den Ahnungslosen erschien jetzt  
der Funker auf der Bildfläche, der sich suchend  
umblühte. Er hielt ein verschlossenes Telegramm-  
formular in der Hand.

„Haben Sie Mr. Carlson nicht gesehen?“ fragte  
er. „Ich dachte, er wäre hier vorn bei Ihnen?“  
„Telegramm für ihn?“ erkundigte sich Pat und  
streckte seine Hand danach aus. „Geben Sie's  
mir ruhig her, Andersson. Ich werde es ihm  
bringen.“ „Ich weiß, daß er sehnsüchtig darauf  
lanert.“

„Aber bestimmt abgeben“, sagte Andersson, der  
es eilig hatte, zu seinen Weitermeldungen zurück-  
zukommen, und handigte Pat das Telegramm aus.

„Mar“, versicherte Pat. „Was man mir vor  
Jungen gibt, unterschlage ich nie. Viel zu vor-  
sichtige Natur.“

Kaum hatte Andersson den Rücken gedreht, als  
der Reporter selenruhig den Umschlag öffnete.

„Carlson ist mein Freund“, erklärte er grinsend,  
als er Ursels erstaunten Blick sah. „Vielleicht ist's  
ein Schreck in der Morgenstunde, den ich ihm scho-  
wend beibringen muß.“

Die Nachricht war am vorhergehenden Tag in  
Oslo aufgegeben und lautete:

„Die bereits Stora Björn benachrichtigt ab-  
reise heute Oslo stop. Alles in Ordnung stop  
Reinhold Morgens Ausstellung Stockholm eintrefte  
nachmittags Stora Björn stop Hellqvist abkömm-  
lich stop Rückkehr schnellstens Stora Björn für  
Besuch Drehbuchautor stop Grüße E. E.“

Mit einem schrillen Indianergeheul stürzte Pat  
davon, um seinen Freund Carlson zu suchen.

„Gottseidank“, senzte Ursel erleichtert. „Er geht  
mir heute etwas auf die Nerven.“

Wolfgang nickte zustimmend und blickte trübe  
in die Richtung, wo weit weg irgendwo die dritte  
Welle von vorn davorrastete.

Söderstrand, oder wie der tüchtige Herr in  
Wirklichkeit heißen mochte, machte Bilanz. Er war  
sehr mit sich zufrieden. Der jüngste Vermögens-  
zuwachs um zehntausend Dollar war wieder ein-  
mal ein Beweis dafür, wie gut es das Geschick  
mit ihm meinte. Wenn Hansen und der Ma-  
trose abgelohnt waren, blieb ihm immer noch  
ein hübsches Betriebskapital, mit dem man in  
Amerika eine neue Kaufbahn beginnen konnte.

In Europa war heutzutage nicht mehr viel  
zu holen. Grenzschwierigkeiten und Devisenbestim-  
mungen machten einem braven Ganner das Le-  
ben sauer. Man konnte zur Not in dem Beruf,  
den man ursprünglich gelernt hatte, als Diener  
oder Kellner Unterschlupf finden und dabei auf  
Chancen warten. Aber es war doch selten, daß  
einem als Kammerdiener solch schöne Gelegenheits-  
geschäfte in den Schoß fielen wie diese Vafenge-  
schäfte auf Öpdahsholm.

Er schmunzelte wohlgefällig. Köpchen mußte  
man haben. Und den richtigen Nicker. So wie  
er vor einem halben Jahr mehr aus Vengier und  
Ahnung, als in bestimmter Absicht, den ersten  
Brief von W. H. Wilcox an den Grafen Söder-  
strand unterschlug und daraufhin eine selbständige  
Korrespondenz mit dem Amerikaner begann, die zu  
dem einträglichsten Geschäft führte, das gestern  
Abend seinen Abschluß gefunden hatte. Nun ja,  
der Schreck, den Wilcox ihm angesetzt hatte, war  
sicher wertlos geworden, weil der Millionär ihn  
sperrn würde. Mit den Travellercheds ging es  
vielleicht genau so. Aber das Bargeld blieb und  
war immer noch ein ganz netter Profit.

Ob Wilcox wohl die Behörden alarmiert hatte?  
Wenn Söderstrands Berechnung stimmte, würde sich  
der Millionär hüten, die Polizei in die Vafenan-  
gelegenheit hineinzuziehen. Denn im gleichen Au-  
genblick war er seine Nase los. Wenn er den  
Schreck auf die Hälfte der Kaufsumme sperrte, hatte  
der Amerikaner ein glänzendes Geschäft gemacht.  
Nein, von der Seite war nichts zu befürchten.  
Höchstens, daß die Besitzer der Jacky Krach schlu-  
gen.

Vielleicht war durch das Radio etwas zu er-  
fahren. Söderstrand stellte den Apparat an, der  
in der Kajüte der „Ariel“ eingebaut war. Nach  
einigen Versuchen bekam er den Stockholmer Sender.  
Er wußte nicht genau, wann die Nachrichten ge-  
sendet wurden, und ließ zunächst Unterhaltungs-  
musik über sich ergehen. Nach einer Weile folgte  
eine Funkreportage über irgendeine Ausstellung,  
die gerade eröffnet worden war. Mit halbem Ohr  
lauschte er dem langweiligen Bericht, während seine  
Gedanken schon auf Bornholm weilten.

Plötzlich sprang er auf. Zum Teufel, was  
quatschte die Person da?

... und sie trägt ein Gedicht aus fliegender,  
fundelblauer Wolke, zart und schmiegsam wie Seide“,  
säuselte die Anfängerin verzückt weiter. „Sicher  
stammt das Kleid aus den Meisterhänden eines  
Patou oder Alleg. Und, das wird Sie, meine ver-  
ehrten Hörerinnen, als Modetip interessieren, der  
Schal endet in capeartigen Ärmeln, wodurch die  
schlichte Form der Schulterlinien besonders her-

vorgehoben wird. Dazu trägt Lelia Lund einen  
breiten, roten Reptilgürtel, der dieser Modeschöp-  
fung die ganze persönliche Note gibt ... Jetzt, was  
ist das? Ich kann sie nicht mehr sehen. Man  
hat die göttliche Lelia erkannt, und nun stirzt  
sie eine Schar von Bewunderern auf sie. Man  
bestimmt sie um Autogramme. Sie befreit sich  
lächelnd aus dem Schwarm und wird von dem  
Leiter der Ausstellung weitergeführt ... Ich will  
versuchen, meine lieben Hörerinnen und Hörer,  
ob ich Frau Lund bewegen kann, ein paar Worte  
durchs Mikrophon zu Ihnen zu sprechen ...“

Söderstrand hörte nicht weiter zu, sondern eilte  
verfüßt an Deck. Er fand seine Passagierin auf  
dem Vorschiff, wo sie zufrieden blinzeln in der  
Sonne lag.

„He!“ rief er zornig. „Sie ... Sie sind gar  
nicht Lelia Lund!“

„Oh Warum schreien Sie so?“ fuhr sie er-  
schrocken empor. „Wie kommen Sie denn darauf?“  
„Weil Lelia Lund in diesem Augenblick in Stock-  
holm eine Ausstellung besucht. Ich habe es  
eben im Radio gehört.“

„Das ist mein Double, lieber Graf“, erklärte  
sie geistesgegenwärtig. „Soviel dürfen Sie von  
mir wissen, daß ich mich fast nie in der Öffent-  
lichkeit zeige.“

Er zögerte und betrachtete sie unschlüssig. „Ha-  
ben Sie irgendwelche Ausweispapiere bei sich?“  
fragte er schlieflich.

„Nein, gar nichts“, antwortete sie höflichsvoll.  
„Sie wissen doch, daß ich infolge unterwegs bin.“

Stumm machte er kehrt und verschwand wieder  
unter Deck. Das Mädchen atmte erleichtert auf.  
Welch ein Glück, daß ihr Wuff gewirkt hatte.

Aber sie hatte zu früh triumphiert. Nach we-  
nigen Minuten kehrte Söderstrand zurück. Diesmal  
verriet sein Gesicht deutlich, daß er der Wahrheit  
auf die Spur gekommen sei.

„Das Spiel ist aus, Kränlein Hellqvist!“ sagte  
er drohend und hielt ihr einen Führerschein vors  
Gesicht, auf dem sich ihre Photographie befand.

Sie wurde blaß vor Schreck, sagte sich aber  
schnell wieder. „Sie haben in meinen Sachen  
herumspioniert!“ rief sie empört.

„Was denn sonst“, antwortete er grob und  
starrte sie böse mit seinen Glöhangen an. „Wirt-  
lich sehr ähnhlich. Die Haare sind wohl gefärbt.  
Hier steht Astanienbraun. Sie sind also das Dou-  
ble von Lelia Lund?“

„Ja“, antwortete sie zögernd. „Es tut mir  
leid, daß ich Sie beschwindelt habe. Auch mit  
der Ausweisung vorhin. Aber ich hatte keine an-  
dere Wahl. Und ich verspreche Ihnen —“

„Schon gut“, unterbrach er sie kurz. „Was  
können Sie mir schon versprechen? Aber ich sehe  
andere Möglichkeiten, wenn Sie mit mir zusammen-  
arbeiten wollen. Darüber werden wir uns auf  
Bornholm ausführlicher unterhalten.“

Sie sprang erschrocken auf. „Bornholm?! Sie  
wollen mich doch nach Karlskrona bringen, Herr  
Graf!“

„Lassen wir doch jetzt die Komödie. Ich bin  
so wenig Graf wie Sie Lelia Lund. Aber wir

# Zu den Mahlzeiten...



nehme man ein schmackhaftes und angenehmes Getränk, das zur Förderung der Verdauung aller Speisen unschätzbare Dienste leistet.

Diesen Anforderungen entspricht in hohem Grade das

## Malzbier da Brahma

mit geringem Alkoholgehalt, welches aus feinstem bayrischen Malz gebraut wird und reich an Vitaminen ist.

## THEODOR WILLE & CIA. LTDA.

IMPORT UND EXPORT

LARGO DO OUVIDOR No. 2

SÃO PAULO



### Baumaterial

Stachel- und glatter Draht

Salz „BRILHANTE“ und „THEWICO“

Sämtliche Düngemittel „RHENANIA-PHOSPHAT“

Maschinen für sämtlichen Bedarf

Landwirtschaftliche Maschinen u. Traktoren „CASE“

Waagen-Fabrik „THEWICO“

Hydraulische Pumpen „JORDAO“

Schmieröle und Fette „GARGOYLE-MOBILÖL“

Lokomotiven und Lastkraftwagen „HENSCHEL“ für

Gasolin- und Schwerölantrieb

Hydraulische Turbinen und Maschinen für Papier-

fabrikation „VOITH“

Feuerlösch-Apparate „FLADER“ etc.

Autoreifen und Schläuche „CONTINENTAL“

C. Lorenz, A.G. Berlin, Drahtlose Stationen „Lorenz“

Robel & Co., München, Eisenbahnmateriale „Robel“,

Flugzeuge aller Typen

Deutsche Werke, Kiel, Schiffsmotoren DWK

A. Freundlich, Düsseldorf, Gefrieranlagen „Freundlich“

Ardeltwerke GmbH., Eberswalde, Krane



Vertreter der Schiffahrtslinie „H.S.D.G.“

Generalagenten der  
Cia. Internacional de Seguros

## CASA LITORAL

Rua General Osorio 152.

Tel. 4-1293

Feinste Wurstwaren, Butter,

Käse, Delikatessen aller Art.

Sämtliche Backzutaten.

Lieferung frei Haus.

## Deutsches Farbenhaus

Henrique Zuehlke & Cia.

S. Paulo, R. Christovam Colombo 1, Tel. 2-0671

Alleiniger Vertrieb der bekannten

TEMPEROL-FABRIKATE

(Lacke - Oelfarben - Lackfarben)

Reichhalt. Sortiment in: Pinseln, Buntfarben, Oelen,

Schablonen und sonstigen Malerbedarfsartikeln.

können allerlei Geschäfte gemeinsam machen, die Ihnen mehr einbringen werden als eine lumpige Double-Gage.“

„Ich denke nicht daran!“ rief sie empört. „Ich muß nach Karlskrona! Sie haben mir versprochen, mich dorthin zu bringen. Sie würden mich nie im Leben dazu bewegen können, Ihnen bei Ihren Schwindereien zu helfen. Also ist es ganz nutzlos, daß Sie mich mitnehmen. Sehen Sie mich hier irgendwo an Land, dann verspreche ich Ihnen, kein Wort zu verraten. Aber wenn Sie mich gewaltsam verschleppen, garantiere ich für nichts.“

„Sie kommen mit nach Vögnholm“, erklärte er unbeirrt. „Und dort werden Sie sehr schnell Verhaftung annehmen.“ Er klopfte auf seine Brusttasche. „Die Verhaftung ist gar nicht so wertlos, wie Sie glauben, Fräulein Hellquist. Urkundenfälschung, meine Gnädigste. Darauf stehen zwei bis drei Jahre Zuchthaus.“

## „Sublime“

die beste Tafelbutter

Theodor Bergander

Al. Barão Limeira 117, Telefon 4-0620

„Ich ... ich könnte innerhalb weniger Tage ein paar tausend Kronen aufbringen“, sagte sie stehend. „Wenn Sie mir eine Adresse geben, verspreche ich Ihnen bei allem, was mir heilig ist.“ Der falsche Graf zuckte höhnisch mit den Achseln und wandte sich zum Gehen. „Sparen Sie Ihre paar Kröten“, lachte er. „Wir werden zusammen viel mehr verdienen.“ Damit ließ er sie allein.

Das Mädchen blickte sich verzweifelt um, als ob sie erwartete, daß aus dem Meer ein Retter auftauchen könnte. Dort drüben lockte die friedliche Küste des Meklinger Landes mit seinen Laubwäldern. Irgendwo dahinter lag Karlskrona. Unerschwingbar fern ... Und dort war der Mann, der ihr Lebensglück bedeutete. Heute noch, vielleicht morgen schon nicht mehr.

Ihr Blick blieb an einem Fischerboot hängen, das etwa eine Meile voraus über den breiten, glitzernden Sund auf das Festland zuhielt. Noch lag es so weit ab an Backbord, daß es bei feiner

gemächlichen Fahrt den Kurs der „Ariel“ wahrscheinlich ein gutes Stück hinter ihr schneiden würde.

Ein tollkühner Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Wenn sie zu dem Fischkutter hinüberschwimmen könnte!

Die Gelegenheit, unbemerkt von Bord zu kommen, schien günstig zu sein. Der Matrose hatte die Ruderspinne festgebunden und saß mit Hanfen in der Pflicht beim Kartenpielen. Als und zu überzeugte er sich durch einen flüchtigen Blick, daß die „Ariel“ den richtigen Kurs segelte. Von dort drohte keine Entdeckung. Wenn er sie nicht sah, konnte er annehmen, daß sie sich wieder hingelegt hatte.

Söderstrand war in die Kajüte gegangen. Wollte Gott, daß er nicht so bald wieder heraufkam.

Hastig zog sie sich Schuhe, Strümpfe und Kleid aus. Dann kroch sie auf dem Bauch an eine Stelle, wo sie von der Pflicht aus nicht gesehen werden konnte, und schwang sich über die Bordwand. Sekundenlang zögerte sie noch, während ihre Füße schon von den Wellen benetzt wurden. Dann ließ sie sich lautlos ins Wasser gleiten und dicht am Schiffskörper vorüberstreifen ...

Nach einer Weile kam Söderstrand mit einem Eimer voll Kartoffeln an Deck. Er hielt es für pädagogisch richtig, der störrischen jungen Dame eine nützliche Beschäftigung zu geben. Als er ihre Kleidungsstücke auf dem Deck liegen sah, wurde er blaß vor Wut. Er rannte nach achtern und stürzte die Kartenspieler aus ihrem Frieden aus.

„Schnell ein Glas her! Das Frauenzimmer ist über Bord gegangen“, brüllte er. „Sofort umkehren, Japsen! Wir müssen sie auffischen. Sie kann noch nicht weit sein.“

Der Matrose machte eine gewagte Halbe und stenerete den alten Kurs zurück. Alle drei spähten fluchend nach der Entflohenen aus. Plötzlich ließ Söderstrand das Glas sinken.

„Verdammtes Frauenzimmer!“ fluchte er und noch einiges dazu. „Seht Ihr den Fischkutter dort drüben? Die Kerle sind gerade dabei, sie heranzuziehen. Wenn sie doch auf der Stelle ersaufen wäre! Jetzt haben wir auch noch Zeit verloren durch die alberne Person!“

Mit einem wütenden Fußtritt beförderte er die Schuhe, die die Ausreißerin zurückgelassen hatte, ins Meer.

„Was ist denn bei Mugnossen los, Gustav?“ fragte eine uralte Frau den Postboten, der gerade vorüberredelte. Sie blitzelte über den Gar-

tezzaun nach der unteren Dorfstraße von Oranäs, wo eine Menschenansammlung ein Fischerhaus umlagerte. „Da stehen ja so viele Leute.“

„Das weißt du noch nicht, Mutter Vitt?“, antwortete der Postbote, der als Spaggoel des Ortes galt. „Mugnossen hat heute morgen im Sund 'nen richtigen Goldfisch gefangen, so groß wie ein Christenmensch. Geh mal hin und sieh Dir'n an, ehe er weg ist. Ericson bringt ihn gleich mit seinem Auto in die Stadt. Da wird er dann für Geld gezeig.“

Tatsächlich rumpelte unten jetzt Ericsons betagter Fordwagen um die Ecke und hielt vor Mugnossens Haus.

Mutter Vitt packte ihren Krüchstock und humpelte eilig die Dorfstraße hinunter, um das Wundertier zu bestaunen, ehe es fortgeschafft wurde. Sie kam gerade noch zurecht, um zu sehen, wie eine schöne, blonde Frau, die im Sonntagstaat einer Meklinger Fischersfrau steckte, in den Wagen stieg und sich herzlich von Mugnossen und Frau verabschiedete. Dann ratterte der Ford mit stolzem Gehupe unter dem Jubel der Menge davon.

„Wer war denn das?“ erkundigte sich Mutter Vitt bei einem der Zuschauer.

„Das war Lelia Lund. Die berühmteste Frau von ganz Schweden.“

„Und der Goldfisch, wo ist denn der?“ forschte die Alte weiter. Aber ihr Nachbar war schon in Mugnossens Haus verschwunden, um sich das unerhörte Ereignis noch einmal brühwarm erzählen zu lassen.

Karin Hellquist, um von jetzt ab ihren richtigen Namen zu gebrauchen, lehnte sich erschöpft in die harten Polster des Autos zurück und schloß die Augen.

Noch war ihr alles wie im Traum. Die bange Viertelstunde in der kalten See — die lähmende Angst vor dem Ertrinken, als der Fischkutter trotz ihres Rufens vorüberzufahren drohte — die wunderbare Rettung — der rührende Empfang, den das kleine Fischerneß auf die Kunde des unerhörtesten Ereignisses ihr als der berühmten Filmschauspielerin bereitet hatte, die Berücktheit, mit der man ihr trockene Kleidung und jetzt sogar ein Auto nach Karlskrona beschafft hatte — der heiße Punsch von Mutter Mugnossen, der jetzt so angenehm ihr Inneres durchwärmte und sie schläfrig machte.

Es beschwichtigte ihr Gewissen ein wenig, daß sie sich den guten Leuten nicht selbst als Lelia Lund ausgegeben hatte, sondern daß ihr Retter

sie sofort für den berühmten Star gehalten hatte. Teils aus Schwäche, teils aus Ueberlegung war sie dann bei der Rolle geblieben. Es war wunderbar, wie Berühmtheit alle Schwierigkeiten aus dem Weg räumte. Und alle Bedenken waren vor dem einen Ziel gewichen: Karlskrona! In einer halben Stunde war sie dort ...

Mit einem glücklichen kleinen Seufzer öffnete sie die Augen. Das Auto lenkte gerade von dem holprigen Karrenweg auf eine breite Landstraße ein. Der Fahrer drehte sich zu ihr um und grüßte freundlich:

„Jänns“, sagte er und zeigte wie ein Fremdenführer auf die Häuser, die vor ihnen lagen.

Der Rest der Fahrt verging ihr in einem Dämmerschlaf zwischen Wachen und Schlafen. Wälder, Brücken, Häuser, eine Eisenbahnkreuzung, vor der sie warten mußten, und wieder Brücken und viel Wasser und Sonne ... Und dann hielt das



klapprige Gefährt mit einem endgültigen Ruck, daß Karin im Halbschlaf misantrop auf den Boden rutschte.

„Nömebygatan, das Hotel“, verkündete Ericson, stolz darauf, in der Stadt so gut Bescheid zu wissen, und sie gaus. Er führte eine kurze Unterhaltung mit einem hoheitsvollen Portier, der die seltsame Fahrt mit misantropischen Blicken musterte.

Plötzlich kam Leben in den Goldbetreuten. Er rannte auf den verwahrlosten Fordwagen zu, rief den Schlag an, als ob es der eleganteste Maybach wäre, und half der schlaftrunkenen Injassin in der viel zu großen Meklinger Bauerntracht ehrerbietig beim Aussteigen.

Denn da ab wußte Karin nicht mehr genau, was mit ihr geschah, bis sie in einem heißen Bad lag und danach in dem herrlich weichen Bett des besten Appartements, das das Hotel zu bieten hatte.

„Wünsch' gnädige Frau zu frühstücken?“ erkundigte sich das Zimmermädchen, das ihr einen

# KRANK?

Dann lassen Sie sich

## homöopathisch

behandeln. — In dem

**Dispensario Homöopatico São Paulo**  
Praça João Mendes 8, sobr.

stehen Ihneo von 9—18,30 Uhr die besten homöopathischen Aerzte São Paulos

**unentgeltlich**

zur Verfügung. Denken Sie daran, dass jede leichte Erkrankung zu einer schweren Krankheit ausarten kann. Die Homöopathie heilt auch in schwersten Fällen auf eine milde Weise und mit recht geringen Spesen.  
(Eben der homöopathischen Apotheke Dr. Willmar Schwabe Ltda.)



## ALLE JAHRE WIEDER..

Kommt der Weihnachtsmann und bringt für Jung und Alt Freude ins Haus.

**Die richtige Weihnachtsstimmung** herrscht über nur bei einem schönen Christbaum, geschmückt mit dem delikaten Schokolade- und Marzipan-

**Christbaumschmuck Sönksen**

Wunderbare Geschenke für den Weihnachtsabend ausserdem unsere feinen Schokoladen, Pralinen, Honigkuchen und feine Bonbonieren. Lieferung frei ins Haus. Prompter Versand nach dem Innern. Treffen Sie Ihre Auswahl beizeiten in unseren Verkaufsstellen:

Rua 15 de Novembro, 112 - Rua Libero Badaró, 322  
Avenida São João, 223 - Rua Boa Vista, 250

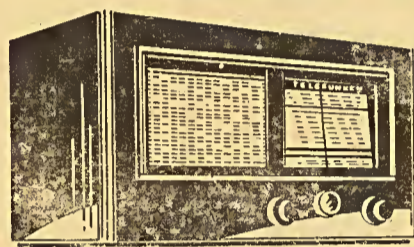
# Sönksen

# Zum Fest der Freude...

# Musik schenken!



Zum Weihnachtsfest gehört Musik. Bereiten Sie Ihren Angehörigen und nicht zuletzt sich selbst eine dauernde Freude und schenken Sie einen "Telefunken"-Empfänger. Dazu einen der modernen Telefunkenplattenspieler, die den herrlichen Wohlklang der Telefunken-Schallplatten voll zur Geltung bringen.



Lassen Sie sich doch dies alles einmal unverbindlich vorführen. Durch bequeme Ratenzahlung erleichtern wir Ihnen die Anschaffung.

# TELEFUNKEN

DIE ÄLTESTE ERFAHRUNG — DIE MODERNSTE KONSTRUKTION

**SIEMENS-SCHUCKERT S. A.**  
R. Flor. Abreu, 43 SÃO PAULO Telephone, 3-3157

# Aços Roechling



Der gute deutsche Stahl!



Qualitätswerkzeuge!

Eigene Härtestube

mit modernsten Einrichtungen zur Verfügung unserer Kundschaft!

## Aços Roechling Buderus do Brasil Ltda.

São Paulo

Rua Augusto de Queiroz 71-103

Rio de Janeiro

Rua General Camara 136

Porto Alegre

Avenida Julho de Castilho 265

Vertretungen in Brasilien:

Curityba - Belem do Pará - Belo Horizonte Bahia

In anderen südamerikanischen Ländern:  
Buenos Aires Montevideo  
Santiago de Chile

## Uhren

und Reparaturen

Deutsche Uhrmacherrei



Rua S. Bento 484, 1. St., Saal 1 (über Casa Leite)

# Brahma-Braustüb'l

Rua Dom. de Moraes 99  
Täglich Konzert

farbenprächtigen Seidenpyjama vom Hoteldirektor gebracht hatte, respektvoll.

„O ja, gern“, antwortete Karin und streckte sich wohligh unter der Daunendecke.

In kürzester Frist wurde ein Mahl hereingerollt, das den Ansprüchen eines ausgehungerten Prinzen genügt hätte. Karin tat ihm alle Ehre an und fühlte sich dem Leben wiedergekehrt.

Als der alte Oberkellner, der sie bediente, verschwinden wollte, rief sie ihn noch einmal zurück.

„Hören Sie, lieber Freund, Sie können mir einen großen Gefallen tun“, sagte sie mit einem Lächeln, das den Alten seine grauen Haare vergessen machte.

„Sehr gern, gnädige Frau. Frau Lund brauchen nur zu befehlen.“

„Ich bin nicht Frau Lund“, seufzte sie verzweifelt. „Wie oft muß ich das noch sagen.“

Der Kellner erlaubte sich ein diskretes Lächeln. „Selbstverständlich, gnädige Frau. Ich bin im Bilde.“

Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, gnädige Frau, wünschen nicht belästigt zu werden. Gnädige Frau können sich auf uns verlassen. Der Direktor hat bereits persönlich den jungen Dalby von der hiesigen Zeitung hinausgeworfen.“

„Ach, du liebe Güte — Reporter auch schon!“ sagte sie entsetzt. „Also passen Sie auf, lieber Freund. Ich möchte Sie bitten, die Adresse von einem Marineoffizier, der hier stationiert ist, für mich ausfindig zu machen. Und wenn Sie die haben, gehen Sie zu ihm hin und bitten ihn, hierherzukommen. Er heißt Agel Björg.“

„O, Herr Kapitän Björg?“ wiederholte der Ober. „Das läßt sich leicht machen, gnädige Frau. Er ist hier im Hause. Die Herren sind gerade bei einer kleinen Feier unten im Admiralszimmer. So eine Art Abschiedsfeier für Herrn Kapitän Björg. Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, sie feiern schon seit einer Woche täglich Abschied. Soweit die Herren Zeit haben, natürlich“, fügte er entschuldigend hinzu.

„Sie müssen ihn heraufbringen, ohne daß jemand etwas merkt“, bat Karin eifrig. „Er ist ein Verwandter von mir. Ich muß ihn dringend sprechen. Aber bitte verraten Sie ihm nicht, wer ihn verlangt. Es soll eine Ueberraschung sein.“

Sagen Sie einfach, eine Dame wünschte ihn zu sprechen.“

### Eine Abschiedsfeier und ein Wiedersehen

Im Admiralszimmer ging es munter zu. Wie der Oberkellner Karin verratet hatte, war vor mehreren Tagen unter den Kameraden von Kapitän Björg der Brauch entstanden, daß sich jeder, der gerade dienstfrei war, im gemütlichen Hinterzimmer des Hotels zum Frühstück einfindet. Agel Björgs Freunde hatten es sich zur Pflicht gemacht, dem Kameraden den Abschied von der Heimat, und ganz nebenbei auch Björgs Börse, mit dem Konsum ungezählter Magnamflaschen zu erleichtern.“

„Stal, Agel!“ rief Niels Ekman, ein großer, breitschultriger Leutnant, und hob das frisch gefüllte Glas. Leutnant Ekman hatte das in Friedenszeiten viel beneidete Kommando, mit einem der neuen Schnellboote auf der Ostsee herumzuruhen. Das hatte seine großen Vorteile. Man konnte mit dem Himmelfahrtschiffchen ganz schnell mal auf einen Küsterteer nach Falsterbo oder einem anderen eleganten Badeort hinüberfliegen.“

„Stal, alter Junge! Auf die Dollarprinzessin!“ Agel Björg reagierte sauer auf diesen Toast, den er im Lauf der letzten Tage unzählige Male zu hören bekommen hatte. Sein hageres, braungebranntes Gesicht verfinsterte sich und eine ärgerliche Quersalte erschien auf seiner Stirn.

„Den nächsten, der's sagt, freße ich mit Haut und Haaren auf“, brummte er unwirsch. „Ich mache euch einen Vorschlag, Kinder: tausend Kronen gegen ein Sekfrühstück, daß ich als Junggehilfe aus Washington zurückkomme. Wer hält dagegen? — Aber ich stelle die Bedingung dabei, daß von jetzt ab kein Wort mehr von Dollarprinzessinnen und Heiraten gesagt wird.“

Die Tafelrunde nahm die Wette an. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und ein drahtiger, kleiner Mann in Fliegerform kam hereingestürzt. Er begrüßte Kapitän Björg mit lebhaften Händeschütteln und Schulterklöpfen.

„Hallo, der kleine Sjöberg! Dag, Birger!“ erbot es von allen Seiten. „Wo kommst du so plötzlich her?“

„Agel, mein Junge, ist es wirklich wahr?“ fragte der Flieger, nachdem er den anderen flüchtig zugesehen hatte. „Ich kanns gar nicht glauben! Marineattaché in Washington — so ein unerhörter Dufel! Wann geht denn die Reise los?“

„Übermorgen“, antwortete Agel Björg kurz. Sjöberg betrachtete ihn prüfend und sehte sich neben ihn.

„Du gefällst mir nicht, mein Sohn“, meinte er kopfschüttelnd. „Mager, melancholisch, miesepetrig. Gar nicht wie jemand, der das große Eos gewonnen hat. Hast wohl zu viel gebummelt, was?“

„Das wird's sein“, antwortete Agel mit einem gezwungenen Lächeln.

„Aee, da steckt mehr dahinter“, fuhr der scharfsinnige Freund fort. „Gehst du nicht gern rüber?“

„Doch, doch“, versicherte Kapitän Björg und lachte. „Frag nicht so viel dummes Zeug, Birger. Hier, trink und erzähle uns, woher du so plötzlich hereingestürzt kommst.“

„Direkt aus Kallholmen, aus dem finsternen Vesterbotten“, seufzte der kleine Flieger. „Kinder, ist das ein böses Netz. Ich wünschte, ich hätte mich nie zum Zoll abkommandieren lassen. Ein stumpfsinniger Dienst! Nicht mal auf die Schmutz-

ler ist mehr Verlaß! Ich hatte so'n bißchen Wildwestromantik und Seeräuberi erwartet. Aber ein Straßenbahnschaffner in Karlskrona hat 'ne aufregendere Tätigkeit. Mensch, Agel, wenn ich mit dir tauschen könnte! Braucht ihr denn keinen Luftfahrtattaché in Washington? — Na, denn Stal, auf die Dollarprinzessin!“

Agel stuchte und beantwortete den wohlgemeinten Trinkspruch mit einem Rippenstoß.

„Aufessen!“ brüllte die Korona. „Du mußt ihn freießen, Agel!“

Björg zuckte resigniert die Achseln. „Er wußte ja nichts davon, der arme Trottel. Außerdem schmeckt er zu sehr nach Benzin. Erzähle weiter von Kallholmen, Birger!“

„Am Gotteswillen, nein! Es ist ja nichts zu erzählen“, wehrte der Flieger ab. „Bei euch dagegen, da passiert doch noch wenigstens etwas. Kaum kommt man ins Hotel, hört man, daß die schönste Frau des Jahrhunderts Karlskrona beehret hat. Warum konnte sie nicht bei Kallholmen absaufen, solange ich noch da war?“

„Nanu?“ rief Niels Ekman verwundert. „Wen meinst du denn?“

„Davon wißt ihr noch nichts, ihr Schlafmützen? Sieht euch wieder mal ähnlich! Lelia Lund ist hier!“

„Was? Nicht die Möglichkeit! Nun erzähle schon!“ riefen die jungen Offiziere.

„Eben hat mir der Portier unterm Siegel strengster Verschwiegenheit anvertraut, daß vor einer Stunde Lelia Lund ganz infognito hier abgestiegen ist. Wichtiges Kino, sage ich euch. Sie kam als Fischerfrau verkleidet in einem Gemüßewagen oder so was ähnlichem. Heute früh wurde sie bei Oranäs als halbe Leiche angeschwemmt. Ihre Nacht soll im Kalmarsund gesunken sein und bis auf sie alle Nauten ertrunken. Wenn das keine Sensation ist!“

In diesem Augenblick kam der alte Oberkellner ins Zimmer und flüsterte Kapitän Björg mit wichtiger Miene ein paar Worte ins Ohr.

„Eine Dame will mich sprechen?“ wiederholte Agel erstaunt. „Wie heißt sie denn?“

„Das darf ich nicht sagen, Herr Kapitän“, sagte der Kellner verlegen. „Sie möchten doch bitte sofort zu ihr ins Zimmer kommen.“

„Zum Donnerwetter, was will sie denn von mir?“ rief Agel ärgerlich. „Wie sieht sie denn aus?“

„O, sehr schön“, versicherte der Ober ehrfurchtsvoll. „Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, eine außergewöhnlich schöne Dame. Ganz hellblond.“

„Am Ende die Lelia Lund?“ fragte Birger Sjöberg, der die Unterhaltung angehört hatte, halb im Scherz.

Der Kellner nickte diskret. „Ich darfs ja nicht verraten, aber wenn Sie's selber sagen, Herr Leutnant, sie ist es.“

„Teufel nochmal, ich kenne sie überhaupt nicht“, sagte Agel schroff. „Und ich will auch nichts mit ihr zu schaffen haben. Ich habe die Nase voll von allem, was mit der verdammten Filmerei zu tun hat. Sagen Sie ihr, ich bedauerte, aber ich hätte keine Zeit.“

Der Kellner blieb unschlüssig stehen. Die Tafelrunde protestierte heftig.

„Das kannst du nicht machen, Björg. Du mußt hingehen!“ rief es von allen Seiten. „Unglaubliche Dickscheberei! Verrät! Du darfst uns nicht im Stich lassen. Geh raus und bring sie runter.“

Du mußt uns unbedingt mit ihr bekannt machen.“

„Aber ich kenne sie doch gar nicht“, sagte er achselzuckend. „Was will sie bloß von mir?“

„Wahrscheinlich braucht sie einen neuen Leasingman“, vermutete Niels Ekman. „Und da du das Urbild männlicher Schönheit bist und sowieso nach America gehst, will sie dich wohl dem König wegengagieren.“

Er duckte sich gerade noch rechtzeitig, um einem Käsebröckchen auszuweichen, das nach feinem Gesicht gezielt war.

Schließlich fügte sich Agel dem allgemeinen Drängen. „Noch dazu, wo ich blonde Frauen nicht leiden kann“, seufzte Agel und erhob sich, um dem Ober zu folgen. „Und Filmstars schon gar nicht. Birger, bestell mir inzwischen ein Tartar. Ich bin gleich wieder da.“

Das Versprechen war porentig. Er blieb so lange aus, daß seine neugierigen Kameraden beschloffen, eine Patrouille nach ihm auszuschießen. Sie konnten sich nur nicht darüber einig werden, wer den ehrenvollen Auftrag ausführen sollte.

Agel Björg stand in dem riesigen, etwas altmodisch eingerichteten Säulenzimmer des Hotels, während der Kellner taktvoll die Doppeltür hinter ihm schloß. Das hereinflutende Sonnenlicht blendete ihn zunächst so stark, daß er nicht viel sah. Erst nach einem Augenblick bemerkte er das gewaltige Messingbett, aus dessen Kissen etwas verlorene ein blonder Frauenkopf herausguckte. Auch das noch! dachte er leicht chokiert. Schöne Seiten, den Befehl eines wildfremden Mannes im Bett zu empfangen ...

„Willst du nicht ein bißchen näherkommen, Agel?“ bat eine schüchternen Stimme, eine Stimme, die Agel Björg von Kopf bis zu Fuß elektrisierte.

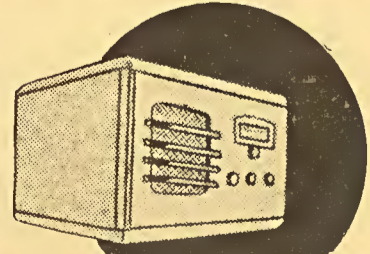
„Karin? Du?“ rief er und starrte wie vom Donner gerührt den blonden Schoß an. Dann eilte er hinüber und ließ sich mit einem Plumps auf den Bettrand niederfallen. „Ist doch nicht möglich! Bin ich betrunken, oder was ist los? Wie kommst du hierher? Und seit wann bist du blond?“

„Ist das die ganze Begrüßung?“ fragte sie vorwurfsvoll.

# RADIO KLEMM

Das spezielle Fachgeschäft Spezial-Offerte

Apparat „Dewald“ / Direkter Import



Rs. 875\$000

6 Röhren

Glockenretner Deutschlandempfang Batterie-Radios mit Kurzwellen für Gegenden ohne elektrischen Strom

ALAMEDA BARÃO DE LIMEIRA 11

(Esquina Praça Julio Mesquita) - Tel. 4-5704 - Caixa 4159

# Vertretungen

für den Staat Rio Grande do Sul

Bekannte Firma in Porto Alegre kann noch Vertretungen von Firmen und Fabriken übernehmen. = Reisende und Vertreter an allen hauptstädtlichen Plätzen im Süden vorgehend.

Zuschriften unter „S. F.“ an Caixa Postal 3347, S. Paulo.

**TECHNISCHE ABTEILUNG:**  
Krupp-Stähle zur Herstellung von Federn, Matrizen jeder Art, Drehstäble, WIDIA-Metall. Qualitäts-Schneidwerkzeuge, Bohrer, Schneidisen, Fräser, Gewindebohrer usw., Messwerkzeuge jeder Art, Schleibehren, Zirkel, Tourenzähler, Gewindemesser, Mikrometer, Dampf-Armaturen wie Kondensstöpfe, Stahlbürsten, Dampfpackungen, KLINGERIT Dichtungsplatten, Zylinder-Schmier-Apparate, Tropföler, Manometer, Ventile, Wasserstandsgläser, Transmissionsgeräte, Lederriemen, Gummiriemen der bekannten Marken BULLDOG und O PODEROSO, Riemenverbinder, Lagermetalle, Riemenwachs, Holz- und Stahlriemen - Scheiben, Ringschmier - Lager, Kugellager, Gleiserele-Artikel wie Schmelztiegel, Graphit, Stahlbürsten usw. Mechanische Werkstätten - Werkzeuge und Zubehörteile, Schmirgelscheiben Marke ALEGRITE, Schmirgel-Leinen und -Papier in Blättern und Rollen, Schweißapparate mit sämtl. Zubehör, Metallabblätter für Hand- und Maschinenbetriebe, Staufferbüchsen, Stahldraht - Seile, Drehbankfutter, usw. Galvanoplastik - Artikel wie Nickelanoden, Filzscheiben, usw. Holzindustrie - Zubehör, Kreis-, Band- und Gattersäge - Blätter Marke HUNDEKOPF, Schmirgelpapier Marke RUBINITE, Bohrer usw.

**Eisenwaren - Abteilung:** Klein-Eisenwaren und Werkzeuge aller Art, Feilen Marke „TOTENKOPF“ und „KRIEGER“, Bau- und Möbelbeschläge, Haus- und Küchengeräte, sanitäre Artikel, Fittings, Röhren, Bleche, Drähte, Schädlingsbekämpfungsmittel, Arsenik, Bleiarzeniat Marke „BROMBERG“, Öl- und Trockenfarben, Zinkweiß, Leinöl usw. — **Elektrische Abteilung:** Drehstrommotoren und Dynamomas in jeder Größe. Isolierte Drähte und Kabel jeder Art für Hoch- und Niederspannung. Zählapparate, Voltmeter und Amperemeter, tragbar und für Schalttafeln, Elektrische Heiz- und Kochapparate, Bügeleisen und Lötöfen. Widerstandsdrähte für Heizapparate, Konstantan und Chromnickel. Material für Inneneinrichtungen und Freileitungen. Isolierrohre, Schalter in jeder Ausführung, Klingeln, Lampen, Leuchter, Sicherungen und Sicherungsdrähte aus Blei und Silber. Isolierband, Blitzableiter und blanke Kupferdrähte. Anker-Isoliermaterialien. Presspan und Vulkanfaser in allen Stärken. Lacke, Lötpaste und Isolierband. Material zur Installation von Motoren. Sterndreieck-Schalter, autom. Schalter und handbetätigte Schalter. Diazed Sicherungen. — **Abteilung landwirtschaftl. Maschinen:** Traktoren „LANZ BULLDOG“, Schieppergeräte, Pflüge, Pferdehacken, Säemaschinen „RUD. SACK“, Mähmaschinen und Heuschere „KRUPP“, Milchzentrifugen, „LANZ“, Amesentöter, Pflanzenspritzen, Dreschmaschinen, Windfegen, Futterschneider, Pumpen und sonstige zur Landwirtschaft gehörende Geräte und Maschinen, Marken „BROMBERG“, „O PODEROSO“ und „COLONO“. — **Öl-Abteilung:** Öle und Fette „SUNOCO“ der Sun Oil Company, Philadelphia (USA.) Öle für Automobile, Lastwagen und Traktoren. Öle für Dynamos, Motoren und Turbinen. Öle für allgemeine Maschinen-Schmierung, Öle für besondere Zwecke; Bohrl, Elasmaschinen-Öl usw. Fette in allen Arten. — **Maschinen-Abteilung:** Maschinen für Eisen-, Blech- und Holzbearbeitung. Komplette Einrichtungen für jede Industrie. — **Ingenieur-Abteilung:** Fried. Krupp A. G., Gusstahlfabrik, Essen; Fried. Krupp A. G., Friedrich-Alfred-Hütte, Rheinhausen; Fried. Krupp Germania-Werft A. G., Kiel; Bleichert Transportanlagen G. m. b. H., Leipzig. Drahtseilbahnen, Transportanlagen usw.; Maschinenfabrik Bückau R. Wolf A. G., Magdeburg, Lokomobilen, Dieselmotoren; Bayerische Maschinenfabrik F. J. Schlageter, Regensburg, Gerberei-Maschinen.

**BROMBERG & CIA.**  
**SÃO PAULO**  
**AV. TIRADENTES NR. 32**  
**CAIXA POSTAL 756**  
**TELEFON: 4-5151**

**Ä R Z T E T A F E L**

**Dr. Mario de Fiori**  
Spezialarzt für allgemeine Chirurgie  
Sprechst.: 2-5 Uhr nachm., Sonnabends: 2-3.  
Rua Barão de Itapetininga 139 - II. andar - Tel. 4-0038

**Dr. G. H. Nick**  
Facharzt  
für innere Krankheiten.  
Sprechstunden täglich v. 14-17 Uhr  
Rua Libero Badaró 73, Tel. 2-3371  
Privatwohnung: Telefon 8-2263

**Dr. Erich Müller-Carioba**  
Frauenheilkunde und Geburtshilfe  
Röntgenstrahlen — Diathermie  
Ultraviolettrahlen  
Kons.: R. Aurora 1018 von 2-4,30  
Uhr. Tel. 4-6898. Wohnung: Rua  
Groenlandia Nr. 72. Tel. 8-1481

**Deutsche Apotheke**  
in Jardim America  
Anfertigung ärztlicher Re-  
zepte, pharmazeutische  
Spezialitäten — Schnelle  
Lieferung ins Haus.  
RUA AUGUSTA 28 43  
Tel. 8-2182

**Deutsche Apotheke**  
**Ludwig Schwedes**  
Rua Libero Badaró 45-A  
São Paulo / Tel. 2 4468

**Dr. G. CHRISTOFFEL**  
Diplom Berlin und Rio  
Spezialarzt f. innere Krank-  
heiten, bes. Verdauungs-  
störungen (Magen, Leber,  
Darm, Ernährung), Bron-  
chialleiden (Asthma), Herz,  
Stoffwechsel. - Tel. 4-6749  
**Praça Republica 8**  
10-12 und 4-6 Uhr.

**Diplomierter**  
**Zahnarzt**  
**Herbert Pohl**  
**Goghans Martinelli**  
12. Stod, Zimmer 1232  
Telefon 2-7427

**Dres. Lehfeld und Coelho**  
**Dr. Walter Hoop**  
Rechtsanwalt  
São Paulo, Rua Libero Badaró Nr. 30.  
Telef.: 2-0804 — 2. Stock, Zim. 11-16 — Postfach 444

**Klöfner**  
Rua Formosa 433, Sobr. (bei der Boji)  
Besorgung sämtlicher Reisepapiere, Pässe, Visum-  
Passagen, Identitätskarten, Naturalisationen, Über-  
setzungen und Abschriften. Schnell und billig.

Physikalische Apparate, Vermessungsinstrumente und  
Zubehör, feinmechanische Werkstätten  
**OTTO BENDER**  
Rua Sta. Efigenia 80 - Telefon 4-4705  
Zeichenmaterial A. Nestler, Lehr- und Gebr. Hoff,  
Pflouren. - An- und Verkauf von gebrauchten Ver-  
messungsinstrumenten.

**VIGOR-**  
**MILCH**  
Die beste Milch in São Paulo  
S. A.  
Fabrica de Productos  
Alimenticios "VIGOR"  
Rua Joaquim Carlos 178  
Tel. 1 9-2161, 9-2162, 9-2163

**Zum Jahreswechsel:**  
**Bezugsgebühr erneuern!**

**Vor**  
**Annahme falschen Geldes**  
schützt der bargeldlose Zahlungsverkehr  
Eröffnen Sie ein Konto beim  
**Banco Allemão**  
**Transatlantico**  
RUA 15 NOVEMBRO 268  
und zahlen Sie Ihre Rechnungen  
**per Scheck!**  
Zu jeder gewünschten Zeit erhalten Sie  
von uns einen Auszug ihrer Rechnung, um  
Ihnen die Kontrolle über Ihre Zahlungen  
zu erleichtern.

**Versicherungen**  
Caixa 94 **G. OPITZ** Telefon 2-5165

**Jorge Dammann**  
Deutsche Damen- u. Herren-  
schneiderei. Große Auswahl  
in nat. u. ausländ. Stoffen.  
R. Ypiranga 193, Tel. 4-2320

**José Süls**  
Erstklassige Schneiderei. —  
Mäßige Preise. — Rua Dom  
José de Barros 266, Sobr.,  
São Paulo, Telefon 4-4725

**Heinrich Lutz**  
Deutsche Schuhmacherei  
Rua Sta. Efigenia 225

**Georg Diegmann**  
Schneidermeister  
Rua Aurora 18

**João Knapp**  
Klempnerei, Installation.  
Regist. Rep. de Aguas und  
Esg. — Rua Mont. Basila-  
laqua 6. Telefon 7-2211.

**Familienpension**  
**CURSCHMANN**  
Rua Florencio de Abreu  
133, Sobr. (bei Bahnhof)  
Telephon: 4-4094

Die Kameraden, die im Admiralsitzzimmer von Neugier vergingen, waren geplagt vor Neid, wenn sie gesehen hätten, wie schnell ihr eben noch so spröder Freund sich in den zärtlichsten Liebhaber verwandelte.

„Jetzt ist genug gefügt“, erklärte Karin nach einer ganzen Weile und befreite sich energisch. „Nun erzähle mir vor allen Dingen, ob das stimmt, daß du als Marineattaché nach Amerika gehst.“

„Ja“, nickte er. „Aber jetzt erkläre du erst mal.“

„Später, später“, unterbrach sie seine Frage. „Wann fährst du?“ Das glückliche Leuchten in ihren Augen verlosch und machte einer bangen Traurigkeit Platz.

„Nebermorgen“, antwortete Arjel. „Aber nicht ohne dich Karin. Du kommst mit. Ich lasse dich nicht noch einmal von mir. Wir können morgen heiraten. Ein bißchen überstürzt und anders, als ich's mir vorgestellt habe. Aber es muß gehen. Ich werde heute noch alles vorbereiten.“

Es folgte wieder eine längere Unterbrechung des Gesprächs.

„Also, jetzt erzähle, Liebste“, sagte er und steckte sich eine Zigarette an, um sich gegen weitere Verwundungen zu wappnen. „Wie du hierhergekommen bist, wieso du dein armes Haar so verunziert hast, wieso du als Lelia Lund auftrittst, und alles. Du siehst ihr übrigens wirklich ähnlich mit dem blonden Haar. Komisch, daß mir das früher nie so aufgefallen ist. Nur daß du tausendmal schöner bist als die Lelia, Karin.“

„Schmeichler“, lachte sie glücklich. „Als wir uns das letzte Mal sprachen, sagtest du unter anderen Liebenswürdigkeiten, ich sei viel zu häßlich, um beim Film ankommen zu können.“

„Na und?“ fragte er boshaft, „haben sie dich trotzdem genommen?“

„Hör mal zu, mein Junge“, sagte sie in strengem Ton und packte ihn bei den Ohren. „Ich bin reumütig zu dir zurückgekehrt und von allen Filmideen kuriert, weil ich einfach nicht ohne dich ausbleibe. Aber merke dir das, das ist jetzt das einzige Mal in meinem Leben, daß ich dir das zugebe. Von jetzt ab ist die Angelegenheit vergessen und begraben. Und wenn du es dir je einfallen lassen solltest, davon zu sprechen, oder die gar etwas darauf einzubilden, daß ich eine glänzende Laufbahn geopfert habe, um eine simple Kapitänstochter zu werden, dann lasse ich mich auf der Stelle scheiden.“

„Wir sind ja noch nicht verheiratet“, wagte er einzuwenden. „Ich kann mirs noch überlegen.“

„Das könnte dir so passen, jetzt zu kniefen, wo ich deinetwegen beinahe ertrunken bin!“ lachte sie. „Versprochen ist versprochen, Herr Kapitän. Ich bin bei Erpressern in die Schule gegangen, mein Lieber.“

Und dann erzählte sie ihm, was sie in den vier Wochen, seit sie sich im Streit getrennt hatten, erlebt hatte. Wie sie aus Trost versucht hatte, ein Filmengagement zu bekommen und endlich von Carlsson als Double für die verunglückte Lelia Lund engagiert wurde. Wie sie dann zufällig aus

der Zeitung erfuhr, daß Arjel Björg ins Ausland ginge. Wie sie mit Carlsson darum gekämpft hatte, sie von Stora Björn fortzulassen, und schließlich mit Hilfe ihrer neuen deutschen Freunde geflohen war. Mit den aufregenden Ereignissen der letzten zwölf Stunden schloß sie ihren Bericht.

„Dommerwetter, Karin“, staunte er, „das ist ja toll. Und paradox dazu: fliehst vom Film und erlebst selber einen. Ames Kindel, was hast du alles durchgemacht... Ich könnte mich prägen. Das alles wäre dir eripart geblieben, wenn ich Hornochse nicht so dickköpfig gewesen wäre.“

„Ich ja auch, Arjel“, gestand sie und fügte ihm die Falte von der Stirn. „Ich war so wütend auf dich, daß ich noch in der gleichen Nacht nach Stockholm fuhr und keine Adresse zurückließ, um dich jappeln zu lassen.“

„Und ich kam schon am nächsten Morgen mit einem dicken Blumenstrauß bei Tante Bergström angehegt, um dich um Verzeihung zu bitten. Du kannst dir meine Verzeihung vorstellen, als mir niemand sagen konnte, wo du steckst. Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um deine Spur zu finden. Du ahnst nicht, was ich aus-  
gestanden habe.“

„Du hast also meinen Brief von Stora Björn nicht bekommen?“ fragte sie.

„Nein, kein Sternensendebrief.“

„Dacht mirs doch! Dieses Efel von Carlsson hat schlantweg meine Post zurückgehalten, damit ja niemand erfahren konnte, daß ich Lelia Lund vertrat.“

„So ein Hund! — Und ich habe Qualen aus-  
gestanden, weil ich nichts von dir hörte, Karin.“  
sagte er feierlich, „wir wollen uns nie wieder zanken.“

„Nie wieder, Arjel!“ versicherte sie ebenso ernst. Das war ein Gelächris, das sie im Verlauf ihrer

Ehe noch oft und mit ewig neuer Begeisterung wiederholen sollten.

„Und nun zum Nächstliegenden“, sagte er, nach-  
dem das Versprechen befestigt war. „Es ist Ehren-  
sache, daß ich deinen Freunden ihr Boot wiederbe-  
schaffen muß. Aber wie am besten? Warte mal!“  
Er überlegte.

„Liebling, das wäre reizend von dir“, sagte sie  
und fügte mit weiblichem Sinn fürs Praktische  
hinzu: „Ich habe auch noch meine ganzen Sachen  
an Bord.“

„Ich hab's!“ rief Arjel. „Niels Etnan muß  
mit seinem Schlitten hinterherbraufen. Er wollte  
sonst heute nachmittag irgend etwas Neues an  
seiner Maschine ausprobieren und hat mich dazu  
eingeladen. Da bleibt es sich gleich, wohin wir  
fahren. Warum soll die Marine nicht auch ein-  
mal Polizeidienst tun? Und vielleicht kriegt ich  
den kleinen Sjöberg dazu, daß er mitmacht. Dann  
wäre ein Kinderspiel, die Jacht zu finden. Er ist  
jetzt vorübergehend zum Soldatendienst kommandiert.  
Da fällt so eine Verbrecherjagd in sein Ressort.  
Du mußt uns nur noch das Boot genau be-  
schreiben.“

„Ich komme mit!“ erklärte Karin bestimmt.  
„Schon deswegen, weil ihr Männer nie im Leben  
meine Sachen von Arjels unterscheiden könnten.  
Du mußt mir ein Paar Tennissocken, Sporthemd  
und Pullover von dir pumpen und Schuhe be-  
sorgen. Ich kann nicht gut in einem grünfel-  
denen Pyjama oder als Kleinger Bauersfrau ver-  
heiden auf Verbrecherjagd gehen.“

„Ausgeschloffen, Kindchen. Du mußt hierblei-  
ben. Es kann unter Umständen gefährlich wer-  
den. Außerdem können wir dich nicht auf einem  
Boot der königlichen Marine mitnehmen.“

„So?“ Sie setzte sich energisch auf. „Als ich  
allein mit den Kerlen an Bord war und in den

Sund gehüpft bin, das war wohl nicht gefähr-  
lich? Und der andere Grund ist lächerlich. Wozu  
bist du denn Kapitän? Denke daran, Arjel, daß  
du eben versprochen hast, wir wollten uns nicht  
mehr zanken!“

Es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig,  
als nachzugeben. Er ging hinunter, um seine  
Kameraden zu verständigen und die Kleidungs-  
stücke für Karin zu besorgen.

Eine Viertelstunde später jaunte ein vollbeladenes  
Auto im Hölletempo an den Marinekasernen ent-  
lang die Kyrkogatan hinunter, preschte an den  
strammstehenden Schiffswachen vorbei über die Brücke  
und wand sich geschickt durch die Baracken und  
Militärgebäude der Insel Stumholmen zur Aug-  
station hinunter. Dort wurde der kleine Sjöberg  
abgeholt, mit dem alle Einzelheiten der Verfolgung  
schon besprochen waren.

„Machen Sie der Fliegerhaube Ehre, Leutnant  
Hellqvist!“ verabschiedete er sich mit einem ver-  
gütigten Grinsen von Karin, die mit einer seltenen  
Kombination von Fliegerhelm und Marineboßzeug  
vermummt war. „Seigen Sie diesen Schildkrö-  
ten, daß wir Flieger bessere Menschen sind. Und  
überlegen Sie sichs nochmal gründlich, ob Sie  
wirklich diesen Herrn von der amerikanischen Land-  
marine ehelichen wollen. Wenn nicht, brauchen Sie  
nur zu winten. Ich komme sofort runter und hole  
Sie ab.“

„Scher dich in die Kiste, du häßlicher Troll!“  
rief Arjel drohend. „Dann deinem Schöpfer, daß  
wir keinen Klat auf Niels Schlitten haben.“

Dann fuhren die übrigen zu dem Pier hinunter,  
an dem Leutnant Etnans Schnellboot lag.

**Kenni fällt aus den Wolken und eine Dame in  
die Ojke.**

Als die „Stagen“ am frühen Nachmittag die  
kleine Insel Atkippen südlich von Karlskrona pas-  
sierte, bemerkte Kapitän Pedersen unter den man-  
nigfachen Fahrzeugen, die diesen Teil der Hans-  
Zucht belebten, ein großes graues Motorboot,  
das mit rasender Fahrt von Norden herange-  
brummt kam. Wie er durchs Glas feststellte, führte  
es die schwedische Marineflagge.

Plötzlich veränderte es seinen Kurs und hielt ge-  
radewegs auf den Skoner zu. Binnen wenigen  
Minuten hatte es die „Stagen“ erreicht und gab  
der Jacht das Signal zum Abstoppen.

Pedersen gehorchte dem Befehl mit gemischten  
Gefühlen. Ihm schwannte, daß es Scherereien ge-  
ben würde. Und wenn seine Meinung eintraf, war  
er der Sündenbock. Hätte er doch nicht Wilcoz  
nachgegeben, sondern die Geschichte im nächsten  
Hafen gemeldet.

Ein großer, hagerer Offizier kletterte das Fall-  
reep herauf und ging auf den Skippe zu.  
„Kapitän Björg“, stellte er sich vor. „Ich  
möchte ein paar Worte mit Ihnen sprechen wegen  
der deutschen Jacht, die geflohen worden ist. Mr.  
Wilcoz perfidisch?“

(Schluß folgt.)

**Geschenkartikel**  
**Spielsachen**  
**Puppen**  
**Baum schmuck**

BESUCHEN SIE UNSERE  
**Weihnachts-Ausstellung**

**Casa Lemcke**  
S. PAULO, Rua Libero Badaró 303  
SANTOS, Rua João Pessoa 45-47



# Die Hand Schiwas



## Im Banne indischer Yogis

Eine Erzählung von unerklärlichen Geschehnissen — Von Alexander v. Thayer

(Schluß.)

### Der Bericht des Schiffszurzes

Surgeon-Lieutenant Dr. Harrington, Schiffszurz auf Bord H.M.S. „Pyramus“, berichtet in diesem Akt folgendes:

„Wahnsinnsausbrüche und Bewußtseinsstörungen auf H.M.S. „Pyramus“. Höhe von Massana, Rotes Meer, am 18. April 1903.

Der kleine Kreuzer „Pyramus“ konnte infolge der Streikbewegung unter den arabischen Heizern in Port Said auf seiner diesjährigen Ausreise nach Schanghai keine Bedienungsmannschaft zur Besichtigung der Kessel während der Fahrt durch das Rote Meer amstaffieren.

Mit Rücksicht auf die Wirren in Ostafrika wurde Befehl gegeben, mit den eigenen Heizern die Durchfahrt durch das Rote Meer durchzuführen.

Zu diesem Zwecke hatte ich angeordnet: Herabsetzung der Wachen von vier auf drei Stunden für die Heizer, von 4 auf dreieinhalb Stunden für die Kohlenfchlepps. Regelmäßige Untersuchung aller in der Maschine und im Kesselraum tätigen Mannschafspersonen alle 24 Stunden. Verabreichung gekühlten Tees in jedem verlangten Ausmaß, Aufstellung von Duschern am Vorschiff, Herabsetzung der Reisegeschwindigkeit von 10 Seemeilen auf 7 Seemeilen.

Die Temperatur im Heizraum wurde alle zwei Stunden gemessen, aufgezeichnet und mir dreimal im Tage in besonderen Listen vorgelegt. Sie stieg in den Mittagsstunden, in denen mir heiße Luft durch die Windfäden nach unten befördert wurde, auf 62 Grad Celsius und sank in der Nacht auf 54 Grad Celsius im Heizraum und 58 Grad Celsius bespr. nachts 54 Grad Celsius im Maschinenraum.

Die Heizer klagten über Müdigkeit, Schwinden vor den Augen, Atembeschwerden. Einer der älteren Heizer, Robert Hyth, 58 Jahre alt, wurde vom Heizerdienst suspendiert und als Schlepp verwendet. Ich stellte jedem Heizer, bei dem sich Ermattungserscheinungen zeigten, frei, einen Tag als Schlepp zu arbeiten. Doch wurde diese Begünstigung von keinem der Heizer in Anspruch genommen. Aus Kameradschaft erklärten sämtliche Heizer, durchhalten zu wollen, um nicht den anderen Mehrarbeit aufzubürden.

### 58 Grad Celsius im Heizraum

Am 18. April gegen acht Uhr abends wurde die Hitze besonders drückend. Ueber dem Roten Meer stand ein Gewitter, die Luft, die von den Anfangern nach unten befördert wurde, war mit Feuchtigkeit gesättigt. Obwohl die Temperatur auf 58 Grad Celsius im Heizraum zurückgegangen war, machte sich die mit Wasserdampf gesättigte Luft auch im Heizraum bemerkbar. In der letzten Abendwache mußte ich bereits zweimal zwischen sieben und acht Uhr abends herzhäufende Mittel verabreichen. Heizer King und Kohlenzieher Cockburn mußten gegen zehn Uhr abends anscheiden.

Da Erfolg nicht zur Verfügung war, mußte der diensthabende Engineer-Sublieutenant Sewall mit vier Heizern und zwei Kohlenziehern auskommen. Die beiden um acht Uhr abends erst neu in den Dienst getretenen Männer konnten bis zehn Uhr nachts die normale Arbeitsleistung bewältigen, nach zehn Uhr nachts kam mehr die Hälfte.

Gegen Ende der Wache wurde dem Heizer Deale übel, er mußte anscheiden. Laut Eintragung im Maschinenjournal war dies um 11,40 Uhr nachts, Ortszeit des Roten Meeres. Drei Heizer arbeiteten auf der vorderen Seite der Kessel und nur einer auf der achteren Kesselseite angesichts des diensthabenden Ingenieurs. Drei Kessel liefen wegen verringerter Fahrt aus.

Fünf Minuten vor zwölf Uhr nachts, also unmittelbar vor Wachsablösung, zu einem Zeitpunkt also, in dem Heizer wie Ingenieure schon auf äußerste erschöpft waren, zeigten sich bei dem Heizer Deale Zeichen von Ekstasie. Der Mann hatte wie an schizophrenen Erkrankungen gelitten, niemals in der Jugend Anzeichen von Hebeephrenie gegeben. Als ich den Mann 14 Minuten nach den später geschilderten Ereignissen untersuchte, bot er noch deutliche Zeichen von Kataktonie, schweren Bewegungsstörungen bei gleichzeitigen Halluzinationen, die jedoch nicht lange anhielten.

Heizer Deale schildert den Vorfall wie folgend: Er öffnete die Tür zur Feuerung. Die Feuerungen des im Jahre 1899 gebauten Kreuzers „Pyramus“ waren noch sehr groß, beim Öffnen der Tür mußten falsche Abgabe die Flamme gegen den Heizer geschlagen haben. Wahrscheinlich war dies auch der Anlaß zu dem schweren Nervenschock und den daraus entstandenen katonischen Erscheinungen. Der Heizer wurde zurückgeworfen, konnte sich nicht bewegen. Seine ermüdeten Glieder verlangten den Dienst. Deale fühlte sich wie gelähmt. In seinem gestörten Bewußtsein glaubte er in den herausschlagenden Flammen eine Gestalt zu sehen. Das Wasserglas über der Feuerung am Kessel zerbrach in der Gluthitze, siedendes Wasser strömte aus und verdampfte. Dies scheint auch der äußere Anlaß zu sein, daß Deale in den sich gebildeten Dampfwolken eine menschliche Gestalt in einer Art weißem Gewand, wie es etwa die Inder tragen, erkannt haben will.

Der Heizer Deale stieß unartikulierte Laute aus, die für derartige Anfälle typisch sind. Gerade diese Schreie waren aber inständig, auf den Gemütszustand der anderen im Kesselraum befindlichen

einzuwirken, wie dies auch bei hysterischen Schreiekrämpfen bekannt ist.

Engineer-Sublieutenant Sewall, dessen physische und psychische Leistungsfähigkeit durch den Maschinendienst in den Tropen offenbar über seine körperliche Konstitution in Anspruch genommen wurde, mußte in diesem Augenblick in einen Zustand völliger Sinnesverwirrung geraten sein.

### Der Sprung ins Feuer

Als Sewall die offene Feuerungstür sah, sprang er in wenigen Schritten zu Kessel IV und direkt mit dem Kopf voran in einer Art Hecksprung in das Feuer.

Der Heizer Deale verlor durch diese Wahnsinnstat jede Besinnung, warf in unerklärlicher Todesangst die Feuerungstür zu und rief die im Bunker arbeitenden Kohlenzieher und die im vorderen Heizraum arbeitenden Heizer zu Hilfe.

Jede feindselige Haltung des Heizers Deale gegenüber dem Ingenieur Sewall ist ausgeschlossen, weil ein auf der obersten Galerie des Hochdruckzylinders befindlicher Schmierer namens Corner den ganzen Vorgang mitangesehen hatte.

Vier Minuten nach diesem tragischen Unfall trat die neue Wache ihren Dienst an. Ich gab dem Heizer Deale eine Gardiazol-Injektion und kalte Umschläge auf die Stirn. Obwohl ich ihm 24 Stunden dienstfrei gab, erklärte er, am anderen Tage wieder Dienst machen zu wollen. Er erklärt, daß er von unbeugbarer Gesundheit sei, daß es ausgeschlossen sei, daß er auch bei stärkstem Hitzeausbruch aus offenen Feuerungen die Herrschaft über seine Glieder verlieren könne, und schwört darauf, eine Gestalt in dem von den Flammen erhellten Dampf gesehen zu haben.

Der medizinische Befund erhärtet mir meine Angaben. Da auch gesunde Menschen nachts in dem einer Lokomotive entnommenen und vom Feuer beleuchteten Dampf phantastische Gestalten zu erkennen glauben, so ist dies um so mehr in einem Falle wie diesem erklärlich.

Der verunglückte Ingenieur Sewall soll schon in der letzten Zeit Anzeichen einer beginnenden Geisteskrankheit gegeben haben, wie von seinen Kameraden berichtet wird. Durch die Arbeit in einer ständigen Temperatur zwischen 58 und 64 Grad Celsius wurde der Zusammenbruch beschleunigt. Mangel an den Schiffseinrichtungen liegt nicht vor. Dr. Harrington, Surgeon-Lieutenant.

Captain Farley unterbrach seine Vorlesung und blätterte in der Mappe.

„Ich muß zu diesem Falle noch den Bericht des Schiffskommandos heranziehen. Er beinhaltet im großen und ganzen nichts anderes als den ausführlichen Bericht des Schiffszurzes des Kreuzers „Pyramus“. Zum Schluß stehen noch einige Zeilen, die für meine Erzählung vielleicht wichtiger sind als die trockenen medizinischen Ausstattungen des Dr. Harrington.“

### Und wieder die Hand ...

„Nach dem Unfall, dessen Opfer der Engineer-Sublieutenant Sewall war, wurde sofort Kessel IV

auf der Dienst gestellt und die Feuerungstür geöffnet. Der Körper des durch eigene Schuld getöteten Ingenieurs war vollständig verbrannt, auch das Knochengestüst war in den Flammen zerfallen und verascht. Nur eine Hand, die über den Kopf hinausgeschoben lag, wurde von den Flammen nicht vollständig vernichtet, die Knochen der rechten Hand waren bis auf einen Finger zwar verkohlt, aber noch der Form nach erkennbar und wurden im Marinefriedhof von Colombo feierlich bestatet.“

„Ich habe diese Berichte erst zwei Jahre später zu Gesicht bekommen“, setzt Captain Farley seine Erzählung fort. „Es mag ein seltsamer Zufall sein, daß sowohl Sewall als auch Bird in derselben Nacht ihren Tod fanden. Fast zur selben Stunde, denn während es an der Westküste Englands acht Uhr abends war, schlug man auf dem Kreuzer im Roten Meer schon die Gläser zu Mitternacht. Die Zeit hat wohl mit meiner Erzählung nichts zu tun, denn Mac Bain starb zwei Wochen früher in Indien, und zwar am 4. April des gleichen Jahres. Ich konnte lange über seinen Tod nichts Bestimmtes erfahren. Es wurde damals bekanntgegeben, daß Mac Bain bei einem Reitunfall sein Leben verloren hatte. Viele Jahre später traf ich Oberst Dake, der ein Freund meines Vaters war.“

„Mac Bain war also Ihr Freund?“ sagte der Oberst. „Er ist einer Frau zum Opfer gefallen.“

„Die Sache liegt ja jetzt weit zurück und ich kann sie erzählen“, fuhr der Oberst auf mein Bitten fort. „Den amtlichen Bericht werden Sie übrigens in einem Akt des Hafenkommandos Kalkutta finden, der, wenn ich mich nicht irre, an das Flottenkommando der indischen Seestreitkräfte ging.“

Mac Bain war als junger Sublieutenant auf dem Torpedoboot „Maharatta“ eingeschifft, das zu unserem Indien-Geschwader gehörte und damals ständig in Kalkutta stationiert war. Es war eines von den kleinen alten 96-Tonnen-Booten, die nur 20 Meilen laufen konnten.

In Kalkutta lernte Mac Bain Carya kennen, ein indisches Mädchen von seltener Schönheit. Sie war auch in unserem Sinne über allen Durchschnitt schön und stammte aus einer der ersten Familien der Stadt, ihr Vater war ein reicher Kaufmann.

Mac Bain und Carya liebten sich mit aller Leidenschaft und Eifer, die nur junge, schöne Menschen in solcher Stärke empfinden können.

Der Befehlshaber der indischen Streitkräfte sah diesen Beziehungen eine Zeilang zu, dann dachte er, daß es doch besser wäre, Mac Bain zum asiatischen Geschwader zu versetzen. Das geschah auch. Nach zwei Monaten, ungefähr Anfang April, kam jedoch Mac Bain plötzlich nach Kalkutta zurück. Er hatte einen einmonatlichen Krankheitsurlaub bekommen, da er an gelbem Fieber mehrere Wochen gelegen hatte.

### Zwei Offiziere und eine Inderin

Inzwischen hatte sich ein indischer Offizier und die junge Carya beworben. Ob mit oder ohne Erfolg, weiß ich nicht. Jedenfalls schien sich zwischen ihm und Bain eine Todfeindschaft entsponnen zu haben.

Der Inder war Lieutenant in einem unserer Grenz-Regimenter gewesen, hatte sich mehrmals im Kampfe gegen libanische Grenzstämme bewährt und war mit mehreren Auszeichnungen bedacht worden. Er war an Rang über Mac Bain. Allerdings war er ein farbiger. Trotzdem wie in unseren indischen Regimenten farbige Offiziere verwendet, sind die gesellschaftlichen Bindungen nicht sehr eng geknüpft.

„Lassen Sie das Mädchen“, sagte ich einmal zu Mac Bain im Klub. „Weiß gehört zu weiß und braun zu braun. Es kommt nichts Gutes aus dieser Geschichte heraus.“

Ich weiß nicht, was es zwischen den beiden gegeben hatte. Eines Tages erschien Carya im Hotelzimmer Mac Bains und beschwor ihn, sofort

abzubrechen. Der Inder mußte dem Mädchen auf dem Fuße gefolgt sein. Er drang in das Zimmer, es gab die üblichen Wortwechsel, in deren Verlauf Mac Bain eine Keilgerte ergriff und dem indischen Lieutenant damit über das Gesicht zog. Der Inder wurde trotz seiner dunklen Hautfarbe blaß und entfernte sich mit einer Verbeugung vor Carya.

Es kam zum Duell, obwohl sämtliche höheren Offiziere Mac Bain zu bedenken gaben, daß Duelle englischer Offiziere streng verboten waren. Aber Mac Bain wußte, daß er dem Inder Genugtuung geben mußte. Der Mann hätte ihn sonst niedergeschossen, wo immer er Mac Bain getroffen hätte.

Die Schwandaten der beiden Offiziere vereinbarten die Zeit zur Austragung des Duells. Es sollte mit Pistolen auf zwanzig Schritte geschossen werden. Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit eines der Gegner.

Am Abend vor dem Duell kam Carya zu Mac Bain. „Du darfst dich nicht scheuen“, beschwor sie den jungen Offizier. „Heute war ein Hugi bei deinem Gegner. Er hat ihm eine Kugel gegeben, die unfehlbar ins Herz trifft.“

Ich war gerade bei Mac Bain im Nebenzimmer und hörte jedes Wort mit an.

„Du bist ein kleines Nützchen“, sagte Mac Bain. „Nicht jede Kugel trifft und eine vergaberte Hugiugel um so weniger. Da sind mir die englischen Smith-Patronen schon lieber.“

### Duell in Kalkutta

Am sechs Uhr früh kam es in einem kleinen Palmwäldchen zur Austragung des Duells. Es ging um ein Weib, und deshalb wollte jeder das Leben des anderen.

Ich fandierte Mac Bain und stand ungefähr vier Meter vom Inder entfernt, um nach den Regeln zu beobachten, daß ehrliches Spiel getrieben würde.

Der Unparteiische stellte sich ungefähr in der Mitte, zwanzig Meter außerhalb der Schußrichtung auf und kommandierte:

Fertig!

Die beiden Duellanten standen mit den Pistolen nach rückwärts, einander die Rücken zugedreht, zwanzig Schritte voneinander entfernt.

Erst! kam das nächste Kommando. Der neue Morgen dämmerte bereits herauf, die Läufe der Pistolen waren gut zu sehen.

Zwei!

Drei!

Der Inder hatte den ersten Schuß ausgelöst. Er feuerte und verfehlte sein Ziel.

Der nächste Schuß war an Mac Bain. Er richtete die Pistole auf den Inder, hob den Lauf, drückte ab.

Auch dieser Schuß verfehlte sein Ziel.

Jetzt kam wieder der indische Offizier.

Auf einmal hob Mac Bain beide Arme und rief mit allen Zeichen des Schreckens:

„Der Hugi!“

Dabei zeigte er nach Norden, hinter den Rücken des Inder. Wir warfen unsere Köpfe herum und hielten alle in die angegebene Richtung. Wir konnten nichts sehen, was Mac Bain derart erschreckt haben konnte. Ungefähr 50 Meter von uns entfernt stand allerdings ein Inder in weißem Gewand. Es wird wohl einer der Kutscher gewesen sein, die uns im Wagen zum Palmwäldchen geführt hatten.

Während wir noch in das Dunkel des Palmhains starrten, krachte ein Schuß.

Der Inder hatte geschossen. Der Schuß hatte Mac Bain ins Herz getroffen. Er sank vornüber zu Boden, versuchte, noch im Liegen eine Wurzel zu fassen und sich wieder aufzurichten. Die Wurzel riß aus, Mac Bain stürzte nochmals nieder. Der Arzt bengte sich über ihn. In seiner eingekrampten Hand hielt Mac Bain das holzartige Ding, das wie für eine Wurzel hielten. Ich habe es dann zu mir gesteckt. Mac Bain war tot.“

Damit übergab mir der Oberst jene Wurzel, die Sie, meine Herren, hier auf dem Tische sehen. Sie werden sofort erkennen, daß sie die Form einer kleinen Totenhand mit vier Fingern besitzt.

### Die Leiche verschwunden!

Die Geschichte meines armen Freundes Mac Bain ist aber noch nicht zu Ende. Was sich weiter abspielte, ersehen Sie aus jenem geheimen Bericht an das Kommando der in Indien stationierten Flotte.

„In das Kommando des vierten Kreuzergeschwaders.“

Anlässlich der Ueberführung der Leiche des Sublieutenants Mac Bain hat sich folgender Vorfall ereignet:

Auf Befehl des Stadtkommandos sollte der Leichnam um fünf Uhr morgens von jener Stelle abgeholt werden, die dem unterfertigten Kommando als Anfallstelle umgeben wurde. Bei der Leiche waren zwei Herren geblieben. Als Captain Malburn mit zwei Unteroffizieren an die bezeichnete Stelle kam, fand er weder die Herren noch den Leichnam.

Erst nach längerem Suchen wurden in der Nähe des Strandes die Herren Smithford und Poole gefunden, die übereinstimmend angaben, daß sie durch einige aus dem Walde abgegebene Schüsse veranlaßt wurden, sich auf den Strand zurückzuziehen, auf dem sich der heimtückische Mordtäter nicht verbergen konnte. Als wir nun mit den beiden Herren zurückgingen und ich mir die Stelle bezeichnen ließ, wo sie die Leiche des Sublieutenants Mac Bain zurückgelassen hatten, mußten wir die Feststellung machen, daß jemand die Leiche befehligt hatte!

Alle Nachforschungen blieben ergebnislos. In der Nähe arbeitende indische Feldarbeiter wollen niemand gesehen haben. Ein in der Nähe dieser Stelle liegendes Hugioster wurde von Captain Malburn durchsucht, doch nichts gefunden. Die weiteren Nachforschungen wurden einige Tage später eingestellt. Zur Vermeidung von Irrverständnissen



## Unsere Weihnachts-Auslagen

in unseren 48 verschiedenen Abteilungen mit unzähligen Neuheiten geben jedermann, der einen guten Geschmack hat, Gelegenheit, das zwar pflichtgemäße, aber doch angenehme Problem der Weihnachtsgegengüte zu lösen. — Jetzt wie immer werden die

## Mappin - Geschenke

ihrem traditionellen Wahlspruch gerecht, daß sie demjenigen Freude bereiten, der sie erhält, und den Geschmack desjenigen unter Beweis stellen, der sie gibt.

## Eine Zugkraft für die Stadt!





# AMAZONAS

HAUPTSTADT - MANAOS

BODENFLAECHE:  
1.825.997 qkm.

INWOHNER:  
438.691

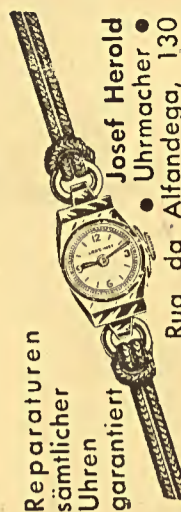
ERZEUGNISSE:  
Gummi, Kastanien, Pflan-  
zenoel, Holz, Jagd, Fische-  
rei, Viehzucht.

## Also sprach Tonico Underberg:

Gummisammler, pass gut auf,  
Dass die Feuchtigkeit nichts schadet  
UNDERBERG, ich wette drauf,  
Schuetzt, wenn du in Schweiss gebadet.

UNDERBERG gibt Appetit und besorgt Verdauung mit.

UNDERBERG sollte in keinem Haushalte fehlen.



Reparaturen  
sämtlicher  
Uhren  
garantiert

Josef Herold  
Uhrmacher  
Rua da Alfandega, 130

Reichlich und gut **ESSEN** Sie  
mittags und **abends** in der  
**Pensão Allemá**

RUA ACRE 71 - RIO

### RIO DE JANEIRO

BAR UND RESTAURANT  
**Stadt München**

Rua Carioca 59 / Tel. 22-3304  
(Zwei Minuten vom Rio-Hotel)

Gut bürgerliche deutsche Küche / Brahma-Schoppen  
und sämtliche Getränke / Sonntags geschlossen.

### BAR UND RESTAURANT CIDADE HEIDELBERG

GUTE BRASILIAN. UND DEUTSCHE KUCHE

Sonntags geschlossen  
Feiertags geöffnet bis 3 Uhr nachmittag

Rua Miguel Couto 65 (früher Ourives) Tel. 23-0658

### AMERICA-Bar-Restaurant

Inh. Marianna Bader

GUT BÜRGERLICHER MITTAGSTISCH

Wiener Küche - Brahma-Schoppen  
Mässige Preise

Jeden Feiertag geöffnet

RUA SÃO PEDRO 40 - Tel. 23-2705 - RIO

Preiswert **Kölnisch Wasser** Erfrischend  
das beliebte Qualitätsprodukt der  
**Deutschen Apotheke - Rio de Janeiro**  
Rua da Alfandega 74 - Tel. 23-4771

## Rio- Besucher

befucht  
**DANUBIO AZUL**

Avenida Mem de Sá 34  
Telefon 22-1354

Prima Küche  
Täglich Konzert  
Im ersten Stock Tanz

## Pension Hamburgo

RIO DE JANEIRO  
Altrenommierte Familienpension im  
Zentrum der Stadt. - Wunderschöne Lage.  
Grosser Garten. - Mässige Preise.  
Rua Cand. Mendes 84 (Gloria) Tel. 42-3098  
Inh. N. Neubert

## CASA WESTFALIA

RUA ASSEMBLÉA 37  
Tel. 42-0646 - R I O  
Das einzigste deutsche **Feinkostwarenhaus**  
im Zentrum. - Alle in- und ausländischen Konser-  
ven und Weine. - Blumenauer Spezialitäten.  
**BAR- UND RESTAURATIONSBETRIEB**  
Täglich kalte und warme Spezialplatten.  
Inhaber: Jens Jensen

In Rio wohnt der Reisende im **FLUMINENSE HOTEL**  
Praça da Republica 207-209, nächst dem Bahn-  
hof - Telefon 43-4860  
Preise ohne Essen: Solteiros 7 und 8\$, Casae  
14 und 16\$. - Autzug - Restaurant - Jedes  
Zimmer fließendes Wasser (Portier am Bahn-  
hof). Unter Leitung: Carl. Freder. Bergmann.

## Deutsches Heim, Rio de Janeiro

Rua 7 de Setembro 140 - I  
Tel. 42-3601

## „Deutscher Morgen“

Unsere Filiale in Rio de Janeiro befindet  
sich: Avenida Mem de Sa' 99, 1, Stadt,  
Telefon 22-5943. Vertreter: Franz Kümmlin

Gerüchten wurde am 16. April 1903 der leere  
Sarg mit allen militärischen Ehren beigelegt.

Bezeichnet: Captain Makburn.

„Das war das letzte, was ich von meinem  
Freunde Mac Bain hörte,“ sagte Captain Farley  
fort. „Erst ein Jahr später kam ich selbst wieder  
nach Indien, ich war inzwischen zum Ersten Offi-  
zier unseres Kreuzers „Andromeda“ ausgerückt. Es  
war ein Dezemberabend, als wir in Bombay ein-  
trafen. Als erster Offizier hatte ich natürlich voll-  
ständig mit der Verproviantierung, der Instandsetzung  
des Aufenbordausstrichs und mit den Komman-  
danten befaßt zu tun, mußte außerdem den Komman-  
danten vertreten, der auf drei Tage ins Innere  
des Landes fuhr.“

Nach der Rückkehr des Kommandanten bekam  
auch ich ausreichend Urlaub.

Ich weiß nicht, was ich damit bezweckte, aber  
irgend etwas trieb mich dazu, jene Stätte aufzu-  
suchen, auf der ich einmal so glücklich gewesen  
war. Jene Stätte, an der ich als junger Mid-  
shipman mit meinen Freunden an alles eher dachte,  
als an Nögis, Mord und Wahnsinn.

Es war schon spät am Nachmittag, als ich  
den Schiva-Tempel betrat.

### Wieder im Tempel des Schiva

Der Tempelhof hatte sich wenig verändert. Vor  
einer Schiva-Statue saßen einige Bürger unbeweg-

lich und rote Farbzeichen, Kränze um den Hals,  
deren kleine Köpfe Totenschädel darstellten.

Im Eingang zu dem unterirdischen Gang stand  
ein Nogi und sah mich mit merkwürdigem starren  
Mick an, als hätte er schon viele Jahre lang  
auf mich gewartet. Er drehte sich um, ohne ein  
Wort von mir abzuwarten, und schritt mir den  
finsternen Gang voran. Als ob ich gar keinen  
anderen Wunsch haben könnte, als die Särge der  
Tempelschänder zu befechtigen! Dann hob er die  
Fackel, mit der er mir den Weg beleuchtete hatte.  
Mein erster Blick fiel auf den Sarg zur Rechten  
des Eingangs. Eine halb angetrocknete Mumie  
lag darin. Und diese Mumie besaß zwei lange  
Söpfe und immer noch glänzendes, schwarzes Haar,  
Armbänder und Beiringe an den verdorrten, mit  
einer Pergamenthaut umspannten Knochen.

Das war das Mädchen, das mich einst geliebt  
hatte! Das eher den Tod auf sich nahm, als  
aus Missetäter verriet. Sie wußte ja nicht, daß  
gerade ich seinen Stein genommen hatte. Weitere  
Särge waren inzwischen dazugekommen. Wie schon  
damals vor Jahren, hielten alle die rechte Hand  
an den knöchernen Hals.

Bei einem der Toten fehlte die rechte Hand!  
Seine Knochen waren verrotzt! In dem Sarg  
daneben lag die Mumie eines großen Mannes,  
auch dieser fehlte die rechte Hand. In der Mitte  
des Körpers saß ein Lederriemen mit einer Schnalle.  
Ich blickte mich, um näher zu sehen. Der Puls-  
schlag fehlte mir aus, ich war einer Ohnmacht nahe.

Die Schnalle war von einem englischen Offi-  
ziersgürtel, einem Dienstgürtel, den wir damals  
nur bei der Wache auf Deck trugen.

Die Schnalle war von Grünspan überzogen,  
die Aufschrift mit den Initialen fast unleserlich.

### An der Stätte des Grauens

In diesem Augenblick erlosch das Licht. Der  
Nogi hatte seine Fackel auf die Erde geschlagen  
und ausgelöscht. Milderer Leuchtergeruch erfüllte  
das Erdgewölbe.

Ich hörte leise schleichende Schritte, die sich  
entfernten. Ich war an der Stätte des Wahnsinns.  
Hier herrschte Wischnu, der Erhalter des  
Lebens. Aber Schiva der Böse konnte stärker  
sein. Hier war der Tod das Leben und das  
Leben der Tod. Aus dem Tode aber blüht das  
Leben, das ist die Lehre und der Wille Schi-  
was.

Mein Fuß trat auf etwas Weiches, Glattes,  
auf eine Schlange. Ich hörte aus dem Tempel  
über mir flüsternde und indische Hörner, Trommeln  
und Triangeln. Immer wilder, immer wahnsin-  
niger wurde dann die Musik.

Hier hatte das Leben einen anderen Inhalt.  
Hier galt nicht mehr meine Vernunft, mein ge-  
sunder Menschenverstand. Brahma verachtet Geist  
und Hirn, er nimmt aus dem Herzen seine Kraft.

Ich versuchte mich zum Ausgang zurückzutasten.  
Spinnen liefen an den Wänden, nasse Erde fiel  
mir ins Gesicht. Bei einer Biegung sah ich einen  
Lichtschimmer. Es war der Ausgang.

Eine Stunde später stand ich im Hafenskommando.

„Melden Sie mich sofort beim diensthabenden  
Adjutanten des Admirals,“ bat ich einen Offizier.

Dann berichtete ich. Noch atemlos vor dem Ge-  
schehenen.

Der Captain fuhr selbst mit mir zu dem kleinen  
Schiva-Tempel. Ein Nogi begrüßte uns mit tiefer  
Verbeugung. Diesmal war es ein anderer  
Nogi, ein älterer Mann mit ausdruckslosem, gleich-  
mütigen Gesicht.

„Sie können die Mumien sehen. Natürlich könn-  
en Sie die Mumien sehen,“ sagte der Nogi be-  
reitwillig. „Es sind jetzt fünfzig Jahre keine  
mehr dazugekommen. Einmal nur, vor etwa zehn  
Jahren eine Tempeltänzerin, die etwas gestohlen  
haben soll. Sie werden ja selbst sehen.“

Wir hatten eine starke Acetylenlaterne mitge-  
bracht und angezündet. Der Captain leuchtete in  
jeden Sarg hinein. Es waren Mumien von  
unbestimmtem Alter. Wohl hundert und mehr  
Jahre alt mochten einige sein, auch in den Mittel-  
särgen, in denen ich die Dienstfackel entdeckt  
hatte.

„Das sind keine Europäer,“ sagte der Captain  
und leuchtete in jeden Sarg. „Sie sind wohl  
irgendeiner Amosagektion unterlegen, lieber Com-  
mandant! Sehen Sie nur!“ Der Offizier des Ha-  
fenamtes zeigte auf die Mumie und wuschelte mit  
dem handschuhbekleideten Finger über das Skelett:  
„Jahrzehntelange Staubschicht. Sie müssen sich ge-  
täuscht haben!“

### Das Geschenk des Nögis

Am Abend war ich wieder an Bord meines  
Schiffes. Drei Tage später sollten wir anlaufen.  
Knapp bevor wir Anker aufgingen, näherte sich  
ein kleines Boot unserem Kreuzer. Ein Mann  
in der Tracht der indischen Nögis winkte herauf,  
in der Linken hielt er ein Paket. „Für Lieutenant-  
Commande Farley, dem I. Offizier des Kreuzers  
„Andromeda!“ rief er hinauf.

Ein Matrose nahm ihm das Paket ab und gab  
ihm eine Kopfermühe, die der Nogi verächtlich  
abwachte. Als erster Offizier hatte ich bei dem  
Anfermanöver viel zu tun, als daß ich mich um  
das Paket hätte kümmern können. Auch nach dem  
Anlaufen kam ich nicht dazu. Der Kommandant  
besprach mit mir noch die neue Rollenverteilung,  
die kurze bei der morgen abzuhaltenden Schieß-  
übung, das Marschmanöver.

Es war schon gegen Mitternacht, als ich meine  
Kajüte betrat. Das Paket lag noch unerschlossen  
auf meinem kleinen Schreibtisch. Ich öffnete die  
Schüre und dachte noch als Seemann über die  
seltsame Art nach, mit der die Knoten verschlungen  
waren. Dann hielt ich einen Dienstgürtel der briti-  
schen Flotte in der Hand, mit verrosteter, mit  
Grünspan überzogener Schnalle.

Captain Farley hatte seiner Erzählung beendet.  
Wir sprachen noch lange über diese drei merkwür-  
digen Fälle, von denen einer dem anderen gleich,  
obwohl sie äußerlich voneinander so verschieden wa-  
ren.

„Ich beschäftige mich seit Jahren mit botanischen  
Studien,“ sagte ich zu Captain Farley. „Würden  
Sie mir diese kleine Hand, ich will sagen, diese  
holzige Wurzel zur genaueren Bestimmung über-  
lassen?“

„Gerne,“ sagte Captain Farley, „Sie können  
mir die Wurzel gelegentlich mit der Post zurück-  
schicken.“

Ich habe mich lange vergeblich bemüht, die  
Art dieser Wurzel zu bestimmen. Sie war dunkel-  
braun, nicht zu hart, das Holz glatt und biegsam.  
Über die Finger dieser verkraupften Totenhand  
waren nicht aufzubiegen. Immer wieder nahmen  
sie dank der elastischen Fasern des Holzes ihre  
frühere Gestalt ein.

Stilles Behagen  
Deutsche Weingroßhandlung  
Rio - Caixa 1394  
Frohes Genießen!

Einmal zeigte ich sie einem bekannten Professor.  
Er schabte daran herum, untersuchte die Fasern  
im Mikroskop, färbte sie in kleinen Reagenzglas-  
chen. Dann schüttelte er den Kopf.

„Das ist kein Pflanzenstoff und kein tierischer  
Stoff und auch kein Mineral. Wenn dies Ge-  
bilde nicht hier vor mir auf dem Tisch liegen  
würde, möchte ich sagen, es sei nicht von dieser  
Welt. Es gibt eben noch viele Dinge zwischen  
Himmel und Erde.“



RUA MIGUEL COUTO, 42-44,  
FRÜHER: RUA DAS OURIVES. RIO DE JANEIRO

Als ich einige Wochen später die holzgerne Toten-  
hand dem englischen Kapitän zurückschicken wollte,  
kam die Sendung als unbestellbar zurück.

Kapitän Farley war inzwischen gestorben.  
Meine Frau ärgerte sich über dieses seltsame  
Gebilde und wollte es verbrennen. Als der Ofen  
angezündet wurde, fand man wieder die Hand.  
Sie war unverbrennbar.

Jetzt spielt mein Hund mit der Hand Schivas!  
Ende!

An unsere Leser in  
**Cruzeiro do Sul, Estação Herval**  
Ab 1. Januar 1939 müssen die Zeitun-  
gen bei HERRN GUILHERME MAIER,  
HOTEL DO COMMERCIO, abgeholt  
werden.

## Gesund und munter



Machen Sie es auch so: nehmen  
Sie morgens und abends ein Glas  
**URICEDIN** und Sie merken nichts von  
Harnsäure (acida urica), Gicht, Rheu-  
ma, Darm-, Nieren-, Blasen-, Gallen-  
und Leberleiden, Arterienverkalkung,  
Fettsucht.

URICEDIN reinigt und verjüngt den  
Organismus. Prospekte durch  
Caixa Postal 833, Rio.



Ich, ein anderer hatte sich bis zum Hals in die  
Erde eingegraben und sah nur mit dem Kopf  
heraus. Bei jeder Wegbiegung sahen solche Köpfe  
hervor, nur die Augen drehten sich nach mir,  
als ich an ihnen vorbeischnitt. In einem Akt  
hing ein Nogi in einer Schlange, sie war so fest  
angezogen, daß der Bürger nur auf Fehenschritten  
sehen konnte. Die Bürger trugen am Körper wei-



Besuchen Sie unsere traditionelle und grosse

# Weihnachts-Ausstellung

welche bestimmt auch Ihre volle und uneingeschränkte Bewunderung finden wird. In sämtlichen reich und stimmungsvoll geschmückten Räumen unseres Hauses finden Sie in diesem Jahre eine hier noch nie gesehene reichhaltige und geschmackvolle Auswahl der schönsten und gediegensten Geschenkartikel.

## Weihnachten

das Fest der Freude und freudigen Überraschungen, ist wieder gekommen. Benützen Sie diese nur einmal im Jahre kommende Gelegenheit und beschenken Sie Ihre Lieben.

Folgen Sie diesem uralten deutschen Brauch und erfreuen Sie Ihre Kinder, Verwandte und Freunde durch liebevoll und sachgemäss ausgewählte Geschenke.

Diese Auswahl wird Ihnen in diesem Jahre in unserem Hause bestimmt nicht schwer fallen und werden sicherlich auch Sie das Richtige in unseren reichhaltigen Sortimenten in feinen und preiswerten Geschenkartikeln finden.

Aber auch bei dieser unübertrefflich grossen und reichen Auswahl gediegenster Geschenkartikel, welche soeben von den bekanntesten europäischen Fabriken importiert wurden, haben wir auch in diesem Jahre wieder die Preise so niedrig gehalten, dass in Übereinstimmung mit unseren neuen

## Verkaufs-Grundsätzen

für jeden die Auswahl schöner und geschmackvoller Geschenke zu wirklich

## volkstümlichen Preisen

ermöglicht wird.

Ganz besonders weisen wir aber auf unsere schon seit vielen Jahren verdienten Ruf geniessenden Ausstellungen von

## Spielwaren und Puppen

hin, in welchen wir alle letzten Neuheiten in modernen Spielwaren aller Art und die entzückendsten Puppen in allen Grössen und Ausführungen zur Schau stellen. — Bringen Sie bitte auch ihre Kinder mit und bereiten Sie ihnen damit einige Stunden reiner Freude.

Schädlich, Obert & Cia.

Rua Direita 162-190

# Alle Mann in die Tanks!

## Auf einem Walfangmuttererschiff unterwegs zu den Fanggründen

Von Dr. Fred Heinzen.

Eine deutsche Flotte von sieben Walfangmuttererschiffen und zweiundfünfzig Fangdampfern fährt im Laufe dieser Wochen in die Antarktis. Die nachfolgende Schilderung stammt aus der Feder eines Besatzungsmitgliedes des Walfangmuttererschiffes „Südmeer“.

Wer singt das Lied des unbekanntem Arbeiters? Vom Bergmann im finsternen Schacht künde das Volkslied. Aber ist es denn die Finsternis allein, die sein Schicksal so schwer macht? Viele Lieder gibt es auch vom Seemann. Sie berichten von Wetter und Sturm, aber Wetter und Sturm sind dem Seemann heute längst nicht mehr in dem Maße gefährlich, wie dies ehemals der Fall war. Wann hört man aber das Lied singen vom Heizer und Trimmer, die unten in der Glut des Maschinenraumes ihre entfangungsvolle Arbeit verrichten? Und wenn heute wieder deutsche Schiffe ansfahren zum Walfang, so denkt alles unwillkürlich an die Romantik der Jagd hinter dem größten Säugetier, weniger aber an die schwere Arbeit in den Tanks eines Walfangmuttererschiffes. Denn diese Arbeit ist ebenso hart und unromantisch wie notwendig.

Wir fahren durch die tropischen Breiten. Jeder Tag, jede Stunde bringt uns näher dem Äquator. In ruhiger Dinnung wagt das Meer, die Sonne brennt vom Himmel, und wenig nur vermögen vereinzelte Wolken und eine nimmermüde Brise die Hitze zu mildern. Drei Wochen haben wir noch, bis unser Fanggebiet erreicht ist, bis dahin müssen alle Vorbereitungen getroffen sein. Fieberhaft wird überal gearbeitet. In der Schmiede werden Harpunenspitzen gerichtet, starke Ketten geschmiedet, mit denen der Wal über die Gleitbahn am Heck des Schiffes auf das Schlachtdock gezogen werden soll, werden die großen Abpfekmesser geschliffen. Das Schlachtdock hat eine Schutzschicht starker Bohlen erhalten. Armstücke Taue und Tropfen werden gespleißt. In der Kocherei trifft man die letzten Vorbereitungen, damit sofort nach dem ersten Abschluß mit der Verarbeitung des erlegten Wales begonnen werden kann.

Unter der Fabrik liegen die großen Tanks. In einem Teil von ihnen ist Brennstoff gelagert. Eine überdeckte die Schicht schwarzer Rückstände klebt noch an den Wänden, dieser Schlack bedeckt den Boden. Das alles muß entfernt werden, bevor das reine Walöl in die Bunker gepumpt werden kann.

Wir öffnen die schweren eisernen Lukendeckel eines Tanks. Dampf schlägt uns der süßliche Geruch des Gasöls entgegen. Wir kennen diesen Geruch von früher, als unsere Eisenbahnwagen noch mit Öllampen beleuchtet wurden. Aber hier ist es warm, und die Tanks haben keine Entlüftung. Da hinein müssen wir! Wir sollen darin arbeiten — das kostet einen Augenblick Ueberwindung. Gut, daß keiner mehr sehtankt ist! Ein Kabel mit einer starken elektrischen Lampe, einem sogenannten Sonnenbrenner, wird hinuntergelassen, und dann klettert wir die eiserne Leiter hinauf.

Brulthige umfängt uns. Draußen brennt die Sonne auf die Eiswände des Schiffes. An unseren Tanks grenzen andere, in denen noch warmes Brennstoff lagert. In einem Teil stößt er auch an den Maschinenraum. 50 Grad Celsius messen wir, als wir ein Thermometer hinablassen.

Wir steigen zunächst bis ins erste Schott und beginnen dort unsere Arbeit an der Decke des Tanks. Mit scharfem Eisen kratzen wir zuerst die schwarze Schmiere ab. Gellend kreischt es auf den Eiswänden. Lange hält man die Arbeit in dem Geruch und der Hitze nicht aus. Alle Viertelstunde etwa müssen wir fünf Minuten an die

frische Luft. Der Schweiß rümt den Körper hinunter. Räumt? — Einmal arbeiten wir gerade so in einer Ecke, zwischen den Spanten, daß einer seine Weile aussetzen muß, weil der Platz nicht ausreicht für alle. Ich sitze also einen Augenblick still auf einem der Balken, die wir mit hinuntergenommen haben, um behelfsmäßige Gestelle daraus zu machen. Ich habe die Hände aufgestützt und halte den Kopf vorübergeneigt. Als ich nach kurzer Zeit aufblinke, sehe ich auf dem Boden links und rechts unter meinen Armen und ebenso unter meinem Kopf Pfützen stehen. Der Schweiß ist mir aus den kurzen Ärmeln meines Hemdes in einem dünnen Strahl herabgefloßen ...

So fragen wir und kratzen, und so sehr wir auch schwitzen und keuchen, hin und wieder beginnt einer zu singen, und die anderen stimmen ein, daß die Eiswände des Tanks dröhnen. Dabei fällt uns der schwarze Gelschmutz auf den Kopf, auf Brust und Schultern, aber man gewöhnt sich an alles. Der Kopf will springen vor Hitze und vom dem Gedröhn. Die Augen schmerzen von dem Welschmutz, aber wir schaben unentwegt.

Endlich haben wir die Decke vom größten Schmutz gereinigt. Nun beginnt der zweite Arbeitsgang. Mit großen Pinseln wird Petroleum auf die Oelfläche geschmiert, um sie aufzuweichen. Dann nehmen wir auf Lappen einige Hände voll Sägespäne und trocknen damit wieder das Petroleum vom der Schmiere auf. Jetzt fallen uns die Sägespäne auf den Kopf und in die Augen. Aber die Arbeit muß getan werden. Zuletzt wird alles mit sauberer Leinwand nachgerieben. Die Rollen, Ecken und Nietenköpfe werden besonders noch einmal nachgesehen, und jetzt glänzt das graue Eisen so rein, wie es aus dem Guß kam. Aber wie sehen wir aus! Braunschwarze Gelschmiere klebt uns an der Mähne, an Gesicht, an Armen, Händen und Kleidern. Wir kennen uns selbst kaum wieder. Ein Glück, daß die Spinde für die Arbeitskleidung im Gang vor den Kammern liegen und ebenso die Walschäume und daß heißes Wasser zum Waschen genügend zur Verfügung steht.

Nachdem wir die Decke geäubert haben, erscheint uns die Arbeit etwas erträglicher. Man braucht nicht mehr so viel nach oben zu arbeiten, sondern hat seine Fläche vor sich. Aber immer noch müssen wir von Zeit zu Zeit an die frische Luft, um die kochenden Lungen, die brennenden Augen, die schweißenden Poren wieder zu beruhigen. Langsam kommen wir von Schott zu Schott tiefer. Allmählich hat sich auch die Luft gebessert, sind die überreichenden Gase abgezogen. Nur das Petroleum, das wir an die Wände pinseln, dunstet weiter. Die Hitze nimmt ab, je tiefer wir kommen. Aber heiß ist es immer noch. Zuletzt kommt die unangenehmste Arbeit: das Reinigen der Wälchen.

Unten am Boden des Tanks, wo die Schiffswände sich allmählich in die Waagerechte biegen, sind die Spanten am breitesten. Ueber sie hinweg laufen eiserne Planken und wölben sich eiserne Dampfrohre. Durch die das Öl beim Pumpen erwärmt wird. Zwischen den Spanten und Rohren und unter den Eisenplanken ist so wenig Platz, daß kaum ein kleiner Mann hineinkriechen kann. Der Schmutz muß heraus. Aber die Wälchen werden sauber, jetzt bleibt nur noch die Leiter zu reinigen, an der wir hinauf- und hinaufkletterten.

Und doch ist der Tank noch nicht fertig. Wir werden abgelöst. Der neue Trupp spricht mit Hilfe von Pressluft den ganzen Tank mit Wasserglas und Kalk aus, so daß zwischen dem Eisen und dem Öl eine saubere Zwischenschicht entsteht. Nun kann das Öl eingefüllt werden. Aber dann ist es auch so sauber aufgehoben, daß es kaum einer Reinigung mehr bedarf, bevor es als Speisöl in der Margarinfabrikation Verwendung findet.

Unsere Fangboote, auf welchen man genau so geschicklich harren mochte, jagten beinahe alle in Sichtweite vor uns. Als die Nachtwache abgelöst war, ging kaum einer der Männer zur Koje. Doch es wurde Mittag, und noch immer war nichts von unserem Tanker zu sehen. Aber mitten im Eifer wurde die Tagwache plötzlich alarmiert ...

Im Nordosten näherte sich eine dicke Rauchwolke, allmählich traten die Masten und Schornsteine, schließlich die ganzen Umrisse des Tankers hervor. Schnell kam er heran, legte sich an unsere Steuerbordseite, Wurfseilen flogen herüber, schwere Halbetane wurden nachgezogen und an den Pollern befestigt, und schon war auch durch eine Laufbrücke die Verbindung zwischen beiden Schiffen hergestellt. Sofort begann die Arbeit. Im Nu waren die schweren Schläuche gelegt, begannen die Pumpen zu stampfen, und herüber floß Brennstoff, hinüber Walöl in die Tanks. Ueber die Laufbrücke hasteten Männer mit Säcken voll Kartoffeln und Gemüse, die Ladebäume hielten gefrorene Rinderviertel herüber. Aber vor all dem waren schon einige schwere Säcke herübergekommen: die Post.

Vor dem Zahlmeisterbüro sammelte sich eine Menge Leute. Die meisten talen uninteressiert, als ob sie gerade zufällig vorbeigekommen wären.

„Meine Frau schreibt doch nicht“, sagte einer, „was soll sie auch schreiben? Im November ist der Tanker ausgelaufen — alle Nachrichten sind ja schon veraltet.“

„Ja“, fällt ein anderer ein, „ich habe vor drei Wochen ein Telegramm bekommen, daß alle gesund sind, das genügt mir. Wenn das im Brief stünde, wüßte ich doch nicht, ob sie heute noch gesund sind.“

Inzwischen aber haben der Zahlmeister und sein Gehilfe die ersten Namen verlesen. Die beiden Sprecher haben Briefe bekommen und entfernen sich verdächtig schnell mit ihnen. Wieder Namen.

„Der hat Wache“, ruft einer, „ich nehme den Brief mit und leg ihn ihr auf seine Kojen.“ — „Nein“, widerspricht ein anderer, „ich bring ihm den Brief hinunter in die Maschine, vielleicht kann er während der Arbeit schon einmal hineinsehen.“

Außerhalb des Gedränges haben schon einige ihre Briefe geöffnet. Ihren Gesichtern sieht man an, daß sie in Gedanken weit fort sind. Allmählich strahlt die Aufregung über das ganze Schiff.

„Komme einmal herein“, ruft mich aus einer Kammer ein Kamerad an, und als ich eintrete, hält er mir wortlos eine große, in Gold gerahmte Photographie einer jungen Frau entgegen.

„Deine Frau?“ frage ich.

Er nickt nur strahlend. — „Ein feines Bild.“ — „Du glaubst nicht, wie ich mich darüber freue“, gesteht er. Andere haben Pakete bekommen und bieten jetzt freigeigig darans an. „Nein“, wehrt einer ab, „das hat deine Frau in Gedanken an dich gehalten, das ist nun auch allein auf.“

Vor der Zahlmeisterbude stehen immer noch Leute, obwohl inzwischen die Säcke leer geworden sind und der Zahlmeister versichert, mehr Post sei nicht mitgekommen. Aber sie glauben ihm nicht.

„Meine Frau hat mir sicher geschrieben, da muß noch etwas sein“, behauptet einer unentwegt. Und er behält recht! Es tauchen noch ein paar Säcke auf, die der Tanker in Curaçao übernommen hat, und dann nochmals welche, die er in Kapstadt bekam. Noch am anderen Morgen werden vereinzelt Briefe verteilt, die irgendwo noch zwischengepaßt waren. Aber democh bleiben einige Enttäuschung übrig, für die wirklich nichts mitgekommen ist.

Wortlos tragen's die einen, die anderen schimpfen halb im Scherz, halb im Ernst. „Ich sper meiner Frau den Kassenchein, wenn sie nicht schreibt“, brummt einer grummig. Die Kameraden

Unsere Weihnachtüberbrachtung für Ihre Kinder

### Deutsche Märchenspiele

ausgeführt von der „Deutschen Heimatbühne“ unter der Schutzherrschaft des deutschen Generalkonsuls  
Herrn Dr. Walter Molly



**Der Zauberpiegel**  
Luftiges Märchenpiel in 3 Bildern  
von Elfe Wiersmaier

Sonntagnachmittags-Vorstellung bereits ausverkauft! Nur noch Karten für Sonntag, den 18. 12., abends 19—21 Uhr, in den bekannten Vorverkaufsstellen. Unkostenbeitrag 1\$500 für Kinder und Erwachsene.

suchen ihn zu beglücken. „Nein“ doch keinen Anjum, deine Frau hat sicher geschrieben. Da muß irgendeine Bummelci vorgerommen und irgendwo ein Postfach liegen geblieben sein.“

Einige rennen hinaus in die Sunnbude, um sofort ein Telegramm aufzugeben! Die Arbeit ist im Augenblick Nebenache. Die Offiziere drücken ein Auge zu, sie haben mit ihren eigenen Briefen zu tun. Inzwischen sind die Fangboote herangekommen und haben ihre Post übernommen.

Nach dem Abendessen sitzen überall in den Kammern, in den Messen Männer und schreiben. Schreiben, obwohl noch tagelang Zeit dazu ist, denn so schnell wird der Tanker nicht fertig. Aber das Erlebnis der empfangenen Nachrichten muß sich Luft machen. Ein Ruf aus der Heimat ist ins Herz gedrungen und heißt Antwort. Mein Freund Arthur, der auch zu den Unglücklichen gehört, für die kein Brief mitgekommen ist, sitzt an der Wand und malt einen ganzen Bogen voll immer nur das eine Wort „Caramba!“ Dann erst fängt er den eigentlichen Brief an. Aber mitten im Schreiben wirft er die Feder hin und fragt: „Was kostet ein Brieftelegramm und wieviel Worte darf man telegraphieren?“ Wir anderen geben ihm Auskunft und helfen ihm auch, die Worte so zu setzen, daß mit den wenigen, die er der Kosten wegen verwenden kann, möglichst viel ausgedrückt ist. „Caramba!“ kommt in dem so zustande gekommenen Text aber nicht vor.

Allmählich glätten sich die Wogen der Erregung, die Arbeit nimmt wieder all unser Denken in Anspruch. Nur wenn man allein in der Kojen liegt, dann fliegen die Gedanken nach Hause, malen sich das, was die Briefe berichteten, noch einmal aus und spinnen es weiter. Viele Wochen dauert die Fangzeit noch, dann geht es wieder zurück — dann; wir werden ja sehen!

Das Weihnachtsgeschenk, welches der ganzen Familie dauernde Freude bereitet:

## eine Siemens-Schmalfilm-Kamera!

Verlangen Sie Prospekte und unverbindliche Vorführungen

**CASA LOHNER S/A**  
Rio de Janeiro: Av. Rio Branco 133 / São Paulo: Rua São Bento 216

## Der Briefträger kommt ins Eismeer

### Ein Posttag an Bord eines Walfängers

„Gestern ist unser Tanker in Kapstadt abgefahren“, hieß es eines Tages in der Messe. „Das steht wohl an der Eisfahle drüben auf dem Eisberg?“ fragte einer ironisch dagegen, und schon war wieder einer der fast täglichen Messedispute im Gange.

Das Leben fliegt zu gleichmäßig hin hier an Bord, und wo die Reibungsflächen fehlen, da muß sich der Mensch selber welche schaffen. Alle Augenblicke durchheilen also die sonderbarsten Gerüche das Schiff, finden Gläubige und Ungläubige, die ihre Meinungen sich gegenseitig aufs heftigste zu beweisen trachten; nie oder selten lassen sich die Quellen der Gerüche einwandfrei feststellen. Diesmal aber wurde die Nachricht bald durch unseren Funker bestätigt, und nun verschob sich der Meinungsstreit auf die Frage, wann der Tanker bei uns sein könnte. Es gab Optimisten und Pessimisten und solche, die gleichgültig — taten.

Der Tanker soll nur einen Teil des bei uns bereits gewonnenen Walöls mitnehmen, er soll auch Brennstoff, frischen Proviant und Post mitbringen.

Post — wer weiß in der Heimat, mit welcher Schnelligkeit man Nachrichten von zu Hause erwarten kann? Vielleicht erinnern sich alte Frontsoldaten noch, daß nichts die Stimmung einer Truppe so niederdrücken konnte wie Poststockung oder Postsperrre. Wie aber hatten auf der „Südmeer“ seit Monaten keine Post bekommen.

Da hieß es plötzlich wieder: morgen kommt er, wir stehen schon in telephonischer Verbindung mit ihm. Aber am anderen Tage kam die Nachricht, daß er durch Eis und Nebel aufgehalten sei. Im Laufe der Nacht sollte er uns treffen. Die Nachtwache trat alle Vorbereitungen. Drei Wale, zwei Finn- und ein bereits abgepfeckter Blauwal, wurden als Sender an der Steuerbordseite angebracht. Aber die Nacht ging hin, und nichts zeigte sich.

## Walroßhochzeit

### Frühlingserwachen auf Spitzbergen

Von Sven Ederfen

Wir kamen von den Vogelinseln. Mit Säcken voll der feinsten Eiderdunen nahmen wir Kurs auf die Felsen der Klaas-Bai, als uns plötzlich ein seltsames Schauspiel in den Klüften. Zu Hunderten tobten Walrosse auf den Klippen! Die Rudel schienen in gewaltiger Aufregung, wie ein Orkan wehte ihr Brüllen von der Klippe. Offenbar grundlos, von einer rätselhaften Wut gepackt, spektakelten die Tiere. Bis uns einige Grönländer im Boot darauf aufmerksam machten, daß die Hochzeitskämpfe der Männchen im Gange seien ...

Durch unsere Gläser konnten wir zum Greifen nahe alle Einzelheiten des unheimlichen Tanzens verfolgen. Glattgeschliffene Kiesel und heller Sand bedeckten die Arena. In etwa einem Dutzend Stellen stiegen sich die bis zu sieben Meter langen Bullen ihre Haarer gegenseitig in die Flanken.

Manchmal erhob sich ein Kolof, bearbeitete wie im Vortritt mit den stumpf bekrallten Vorderfüßen die Nasenlöcher seines Rivalen, daß dem das Blut in Strömen über die dichten grauen Taftborsten zu rinne begann. Angefeuert von dem Gebrüll der Weibchen warf sich der Gepeinigste über den Herausforderer, versuchte, ihm mit den Slogzähnen den Bauch aufzufahren. Mehr als einmal gelang es einem widerben Bullen. Die Besiegten blieben auf dem Rücken liegen, den brechenden Blick auf die niedrig freilegenden Möwen gerichtet.

Unbemertkt von den Tobenden waren wir auf den Felsen gelandet. Als wir nach anstrengender Kletterei imgehieten, trennten uns nur noch achtzig Meter vom Kampffeld. Die Walroßfrauen lärmten sich vor Erregung. Unausförllich klappte die Nächt über die weit aufgerissenen Augen. Im drohigen Gleichmaß hoben sich die Vorderfüße der Weibchen, förmlich im Takt zu den erbitterten Schlägen und Stößen der Männchen in ihrer Mitte. War eine Entscheidung erwungen, so tauchte der Sieger mit dem Rudel der Anseherinnen das steil abfallende Ufer hinab in die Flut.

Allmählich kämpften immer weniger Leittiere um die Gunst der verbliebenen Zuhauerinnen. Als auch der letzte „Gang“ ausgetragen war, weigerte sich der unterlegene Partner, seine Niederlage anzuerkennen. Ganz im Gegensatz zur Haltung der vor ihm Ansehenden, die sich brümmend an das äußerste Ende der Klippen zurückgezogen hatten, raffte sich der Balle noch einmal auf und stürzte der rauh davonschwimmenden Herde nach. Doch niemand kümmerte sich mehr um den geschlagenen Einzelgänger. Die Weibchen, auf dem Wege in die Küllterwachen einer entfernten Bucht, wandten sich nicht einmal um. Nur ihr Anführer hob ein paar mal den in der Miltnachtsstomie wie ein fahlsblaues Torpedo aufblühenden Leib aus dem Wasser. Prustend sicherte er zurück und schüttelte verächtlich den eisenbeinbewehrten Kugelkopf über den schäumenden Wogen ...

## Schenkt deutsche Bücher zum Fest!

Beste Auswahl:  
**Deutsche Buchhandlung**  
C. Fahmann  
Rua Conselheiro Crispiniano 2-B - São Paulo

# Bummel durch das vorweihnachtliche Berlin

## Hinein in den Weihnachtsbetrieb

Ein klarer Dezemberhimmel breitet sich über Berlin. Es ist fünf Uhr. Mit der schnell hereinbrechenden Dämmerung zündet die Riesenfahrt ihre nach Millionen zählenden kleinen und großen Lichter an. Die Hauptgeschäftszeit beginnt. Kömmt ich meinen Bummel durch eine sich auf das Weihnachtsfest freude Stadt zu einer besseren Zeit beginnen als zur einfallenden Dämmerung? Die heimliche Atmosphäre der Winterabende vor Weihnachten zieht uns in eine andere Welt, angefüllt mit Lichterglanz, Tannenduft und geheimer Vorfreude. Ich komme vorbei an großen Plätzen, von deren Mitte große Tannenbäume mit vielen hundert Lichtern herübergrüßen. Weihnachtsstimmung! Doch kein Verweilen, schnell weiter, um all die vielfältigen vorweihnachtlichen Ereignisse einer Millionenstadt in ihren Hauptstunden zu erleben und einzufangen. Gerade erwische ich noch den letzten der überfüllten U-Bahnwagen — „fertig“, „abfahren!“ — In lausender Fahrt geht es durch Berlin. Wohin? Einen Plan für meinen Bummel habe ich nicht. Also aufs Geratewohl auf der nächsten Station raus!

## Im flutenden Licht der Schaufenster

Langsam steige ich nach oben. Der Lärm einer Hauptgeschäftstraße rauscht mir wie fernes Brandgerölle entgegen. Und schon bin ich mitten drin im losenden Verkehr. Hier ein ganz anderes Bild als noch vor kurzem auf den großen Plätzen der Außenbezirke. Eine festesprengende Menschenmasse drängt und schiebt sich hin und her, vor den im flutenden Licht getauchten Schaufensterauslagen, die in ihrem weihnachtlichen Charakter zur Feststimmung beitragen. Ach, diese Kinder: Mutti hier und Mutti da — (Dati hat, d. h. wenn er mitgeht, auch seine Last mit den kleinen Bälgen in dieser Zeit). Doch was man vor den Schaufenstern nur ahnen kann an Pracht, Verschiedenheit und Anzahl all der weihnachtlichen Dinge, wird erst zu freudiger Gewissheit, wenn man durch die Drehtür, die unaufhörlich den Menschenstrom befördert, ins „Märchenland“ geschlüpft ist.

## Mit dem Fahrsstuhl aufwärts

„Halt, hier können Sie nicht mehr mit!“, ruft mir der Fahrsstuhlführer zu, als ich mich auch noch in den vollgestopften kleinen Kasten zwängen will. Na, dann mit dem nächsten Schub!... und schon geht's aufwärts, zuckend in den vierten Stock, dorthin, wo die Welt der großen und kleinen Kinder sich aufstut.

## Herlich, diese Eisenbahnunglücke!

Das ist so recht was für unsere Kleinen. Natürlich haben die Jungen mit ihren Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Baukästen und was es sonst noch alles gibt, „den Vogel abgeschossen“. Mit leuchtenden Augen und hochroten Backen steht da eine große Gruppe unserer Jünglinge mit ihren Muttis und Vatis um ein großes und technisch vollendetes Eisenbahnmodell „en miniature“. Wie die Züge hin und her fliegen, wie sie die Weichen abbiegen, wie naturgetreue Maschine und Wagen nachgebildet sind — und dazu geht alles elektrisch. So etwas auf den Weihnachtsstisch, ist der Traum eines jeden der Kleinen umstehenden. Aber auch die Großen haben ihre Freude an dieser schönen Spielerei. Der Vorführer des technischen Apparates hat seine liebe Not, die Begeisterung der Jugend zu zügeln: „Legt die Arme da runter, seid doch noch keine alten Herren!“ Beinahe wäre durch die Unvorsichtigkeit eines Kleinen dicken, rotbackigen Bengels, der sich in seiner Begeisterung mit seinen Armen bis auf die Schienen vorgeschoben hatte, ein „großes Unglück“ entstanden. Stundenlang könnten die Kleinen hier zusehen, aber die Mütter denken anders. Ihre resüchlichen Weihnachtsentkäufe warten. „Na, willst du immer noch hierbleiben?“ So geht es im Kreis. Sagt der Junge: „Ach Mutti, guck, jetzt wird es erst schön! Jetzt gibt es Zusammenstöße.“ — Und wirklich, schon ist ein „Unglück“ geschehen, hallo, da fährt auch noch zu allem Ueberfluß ein dritter Zug dem anderen in die Flanke. Welch ein Crümmerhaufen — und welches Hallo begleiten diese Ereignisse.

## Nur mal eben hineingefahren ...

Abwärts fahren? Nein! Mutter will ich die Treppe benutzen, um in jedes Stockwerk mal kurz hineinzuschauen. Die weihnachtliche Ausschmückung ist überall den verschiedenartigen Verkaufsständen angepaßt: Große und kleine Tannenbäume in größeren Räumen, auch Tannengirlanden und Tannengrün und ganz unten in der großen Halle so gar riesige Weihnachtsmänner geben das vorfestsliche Gepräge. Das Vorwärtskommen in den engen Verkaufstraßen ist natürlich bei dieser Menge hastender und einkaufsfreudiger Menschen sehr schwierig. Aber wozu hat man ein paar Ellenbogen — um sie zart zur Anwendung zu bringen?

## Weihnachtsandrang auch in der Hundeablage

Ein großes Kaufhaus muß in weihnachtlichen Zeiten für alle Fälle gerüstet sein. Ein solcher Fall ist die Hundeaufbewahrung. Wie viele Käufer und Käuferinnen können ihren verwöhnten Schoßhund nicht allein zu Hause lassen, also muß er mit, auch zum Weihnachtsentkauf. Da sitzen sie in kleineren durch Glaswände voneinander getrennten Abteilungen und warten, bis frauchen eingekauft hat. Damit die weihnachtliche Stimmung durch Hundestreitigkeiten nicht gestört wird, steht ein großer achtunggebietender Wächter dabei. — „Wir bitten höflichst, abgegebene Hunde noch am selben Tag abholen zu wollen.“ — „Was soll das?“, frage ich den Wächter. „Ja“, sagt der, „wir sind doch keine Penion. Es ist schon vorgekommen, daß eine Dame nach Paris gefahren ist und ihren Köter absichtlich vergaß.“ Also, das gibt es auch — und nicht nur zur Weihnachtszeit.

## Drehtür schafft Bildwechsel

Eine Halbkreisbewegung der Drehtür und schon

ändert sich das Bild. Der weihnachtliche Einkaufsstrubel weicht dem gewohnten Bild großstädtischer Geschäftsviertel. Vom „Märchenland“ des großen Kaufhauses ist hier draußen nur noch die Erinnerung geblieben. Dichter ist der Verkehr geworden. In dem gewaltigen Verkehrsstrom nehmen sich die Verkaufsstände an den Bürgersteigen waren aller Art, Eß- und Honigkuchen und vor und Straßenecken mit ihren Angeboten von Tannengrün und Christrosen, unzähligen Kekereien, Backwaren Dingen die zu dieser Zeit sehr willkommenen Würstchenbuden, wie Inseln in einem wilden Strom aus. Um sie herum tummelt sich eine ausgelassene Jugend in vorweihnachtlicher Freude.

## Was geht im Lustgarten vor sich?

Ueber dem Lustgarten ist es tageshell. Musik, Stimmengewirr, zwischendurch laute Rufe der Marktschreier, dringen herüber. Der Berliner Weihnachtsmarkt ist im Gange.

Die deutschen Weihnachtsmärkte sind in nationalsozialistischem Deutschland mehr und mehr zu Volksfesten geworden. In allen großen Städten des Reiches werden sie Anfang Dezember mit Umzügen und sonstigen Veranstaltungen eröffnet. Ich erinnere an den weltbekannten Hamburger Weihnachtsdom, der mit seinen mannigfaltigen Luftballons und seiner riesigen Bienenstadt viele Nachahmungen gefunden hat. Auch die kleineren Städte nehmen mehr und mehr diesen schönen Brauch der vorweihnachtlichen Veranstaltungen auf. So ist auch der Berliner Weihnachtsmarkt, der lange Jahre seine Pforten geschlossen hielt, wieder zu einem wahren Fest der Volksgemeinschaft geworden.

## Bude auf Bude wuchs empor

Wo noch vor kurzem der Lustgarten sein gewohntes Bild bot, ist jetzt eine Siedle der Freude

und Volksbelustigung entstanden. Durch ein großes Tor — zwei mächtige Tannen mit unzähligen Lichtern — gelangt man in eine jubelnde, weihnachtliche Ausgelassenheit. Was Menschen an Vergnügungszweckrichtungen ausgedacht haben, nimmt in dieser „Märchenstadt“ seinen Platz ein, und die Berliner wissen dieses „Märchen“ bis auf den Grund auszukosten. Diesen Genuß muß ich mir leider verküpfen, aber dafür wartet ein anderer auf mich. Donnerwetter, wie schnell die Zeit vergeht! Ich muß mich doch sehr beeilen, wenn ich noch im Admiralspalast mit „Peterchen“ zum Monde gondeln will.

## Und was befehren uns die Theater zur Weihnachtszeit?

„Schneewittchen“, „Hänsel und Gretel“, „Peterchens Mondfahrt“ sind wohl die beliebtesten Märchenspiele für die Kinder zur Weihnachtszeit. — Im Admiralspalast ist eine freundige Schar großer und kleiner Kinder, die mit Peterchen zum Monde fahren will, versammelt. Das entzückende Spiel mit bekannten Filmkindern in den Hauptrollen findet großen Anhang und steigert die weihnachtliche Stimmung von Akt zu Akt. Die Schauspieler verstehen, das Publikum an dem Geschehen aktiv teilnehmen zu lassen. Sie steigen herab von ihren „Brettern“ und besonders der Weihnachtsmann bedeutet die Kleinsten mit Kekereien. Und dann eine große Ueberraschung: Bevor die große Kanone Peterchen zum Monde schießt, kommt auf alle ein Bombenregen hernieder.

Ein paar Stunden später ist auch dieser Märchenzauber vorbei. Ich bin wieder draußen und verste es kann. Die Straßen liegen zu dieser späten Nachstunde ruhig da. Sie haben ein weihnachtliches Festgewand angelegt, das durch den andauernden Schneefall von Stunde zu Stunde zu Stunde schöner wird.

# Jeder einmal zum Dom

## Pfannkuchen, Bratwürste, Salzwasser . . . — Das weihnachtliche Volksfest Norddeutschlands

Die Hamburger U-Bahn rollt durch den dunklen Tunnel. Die Bremsen ziehen an, der Bahnhof St. Pauli liegt nicht weit und nähert sich da. Gestanden ziehen sich von einem Pfeiler zum anderen, auch die hohe, feile Treppe ist geschmückt, über dem Ausgang steht ein großer Tannenbaum. Ein Geruch von Apfelsaftmüchsen liegt in der Luft, ein Summen klingt vom heiligengeistfeld herüber. Millionen von Glühlampen werden durch den Himmel reflektiert, der sich blaugrot über das Feld zieht. Von allen Stadtteilen Hamburgs kann man diesen glühenden Himmel sehen. Hier wird das Volksfest Norddeutschlands gefeiert, der Hamburger Dom.

Vor über tausend Jahren standen unter dem Schanz der hohen Wände der breiten Kirche des Erzbischofs von Hamburg, die auf einem Hügel an der Mitter gebaut wurde, kleine Buden, die zur Weihnachtszeit Zirkelwerk an die wenigen Bewohner der Bischofsstadt verkanften. Die Buden standen gediebt im Schatten der Kirche und waren nur wenig erleuchtet. An den Dom herum stampften zwischen hoch aufgeworfenen Schneewällen die Einwohner der Stadt und gaben sich in Ruhe und Sicherheit, die ihnen die Macht der Kirche gewährte, der Vorfreude auf das Weihnachtsfest hin. Durch

die hohen Fenster des Domes fiel ein heller Schein und erleuchtete den Platz um die Kirche und goß sein Licht über die fröhlichen Menschen.

Ein Jahrtausend ist inzwischen vergangen, viel mehr Menschen als jeherzeit die ganze Stadt und das umliegende weite Land hatte, strömen jetzt durch die zwanzig Meter breiten Straßen des Hamburger Doms. Sie sind ebenso fröhlich wie die Menschen, die einst um die Kirche wanderten, die dem niederdeutschen Volksfest den Namen gab. Ebenso wie damals haben sie auch heute ihr Mädel fest im Arm. Inzwischen ist die Bischofsstadt allerdings zur Welt- und Hafenstadt geworden und doch ist der niederdeutsche Mensch sich im Grunde immer gleich geblieben. Wohl ist inzwischen eine ganze Welt entdeckt worden, Angehörige anderer Völker, Engländer, Franzosen, Amerikaner, Japaner und Chinesen, Neger und Malayen fahren auf den Kaufjahren, aber der Dom blieb doch ein echtes niederdeutsches Volksfest, ein Fest der Wasserkante, bei dem man durch den Geruch der Bratwürste und der Pfannkuchen doch den des Salzwassers spürt. Einmal muß jeder Fremde und jeder Seemann, wenn er Hamburg wirklich kennen will, über das lichterglänzende Heiligengeistfeld zur Zeit des Domes gegangen sein.

# Mutter, was schenken wir zu Weihnachten?

Mädel: Mutti, guck mal, was wir hier haben!

Junge: Dürfen wir sie aufmachen?

Mutter: Nanu? Eure Sparbüchsen, wozu?

Junge und Mädel: Aber Mutti! In fünf Wochen ist doch Weihnachten!

Mutter: In fünf Wochen ist schon Weihnachten? Daran hab' ich wahrhaftig jetzt nicht gedacht. Schön, macht also mal auf! (Die Kinder schütten das Geld auf von Tisch und fangen halblaut an zu zählen, bis das Mädel triumphierend ausruft: 27\$00 und der Junge feststellt: 23\$000.

Junge: Ach, dafür kann man aber nicht viel kaufen!

Mädel: Doch, eine ganze Masse.

Mutter: Nun mal friedlich, ihr zwei! Habt ihr euch denn schon überlegt, wem ihr etwas schenken wollt?

Junge: Klar! Dir und Vater, den Kleinen und meinem Freund Fritz.

Mädel: (erinnernd) Du, die Patentante!

Junge: O ja, und den Großeltern auch.

Mädel: Und meiner Freundin-Gretle noch.

Mutter: Dann wird's aber wirklich Zeit. Und was wollt ihr denn nun von mir?

Junge: (zögernd) Ja, wir haben doch so wenig Geld, und ich weiß gar nicht, was man nun so kaufen soll!

Mutter: Können ihr euch eigentlich noch an das vorige Weihnachtsfest erinnern?

Weide: Ja, natürlich! Warum?

Mutter: Worüber hast du dich denn am meisten gefreut, Fritz?

Junge: Ueber die Burg!

Mädel: Und ich über die Puppe mit den vielen Sachen zum Anziehen.

Mutter: Seht ihr wohl! Und das war nicht gekauft, sondern alles selbst gearbeitet. Ihr wißt doch, daß Vater das gar nicht alles kaufen könnte.

Mädel: Ach, du meinst, Mutter, wir sollen selber etwas arbeiten?

Mutter: Selbstverständlich!

Mädel: Wenn es nun aber nicht so schön wird?

Junge: Menschenskind, wir haben doch noch so viel Zeit. Gib dir doch Mühe!

Mutter: Freilich, Mühe muß man sich schon geben, soviel man nur kann, damit die Geschenke so schön wie möglich werden. Ihr wollt doch Freude damit machen! Und wenn man der Arbeit ansieht, wie fleißig und sorgsam ihr dabei gewesen seid, dann freut sich der Betreffende bestimmt mehr darüber, als wenn ihr hingehet und schnell irgend etwas kauft.

Junge: Wenn wir aber doch das Geld dafür gespart haben?

Mutter: Aber du hast doch selbst vorherin gesagt, daß dein Geld nicht für alle zum Kaufen reicht.

Mädel: Du hast schon recht, das Selbstgearbeitete ist billiger und macht mehr Freude, aber ...

Junge: (seufzend) Wenn ich bloß wüßte, was ich da machen soll. Das ist so schrecklich schwer anzudeuten! Mutter, ihr Großen könntet doch auch Wunschzettel schreiben, dann hätten wir es leichter.

Mutter: (lacht) Du armer Junge, du hast's arg schwer! Nun aber Scherz beiseite. Natürlich könnten wir uns etwas wünschen, aber dann wäre es doch keine Ueberraschung mehr, und das ist doch das Schönste am Schenken, nicht wahr?

Mädel: Ich weiß noch, wie Vater sich über die Schlüsseltasche gefreut hat.

Mutter: Wenn ihr ein bißchen eure Augen und Ohren ansperrt, dann könnt ihr manch heimlichen Wunsch erraten oder Dinge herausfinden, die der Betreffende gut gebrauchen kann. — Wißt ihr, als ich noch ein kleines Mädel war, haben wir natürlich auch für Weihnachten gearbeitet; aber wir haben die ewigen Tintenwischer für den Vater, die, nebenbei gesagt, nie gebraucht wurden, und die langweiligen Topflappen und vorgezeichneten Deckchen für die Tanten nicht viel Freude gemacht. Und ich glaube, den Tanten auch nicht.

Junge: Ach, Mutter, für dich und Vater weiß ich schon lange etwas, aber für die Patentante und die Großeltern?

Mutter: Wir wollen jetzt zusammen tüchtig nachdenken, dann finden wir bestimmt etwas.

Mädel: Ich weiß für die Patentante schon was! Die Gretle nebenan macht für ihre Mutter ein Kissen. Da wird so ein Hund ausgefickt, das kann ich auch schon.

Mutter: (leise für sich) Ach, du Schreck!

(Laut) Sag mal, wie kommst du denn darauf?

Mädel: Na, die Tante hat doch Kissen gern, und Hunde mag sie auch.

Mutter: Aber doch nicht auf ein Kissen gestickt!

Junge: Dafür langt auch dein Geld nicht.

Mädel: (enttäuscht) Dann weiß ich nichts mehr!

Mutter: Na, nur nicht gleich aufgeben! Du bist schon auf dem richtigen Wege. Tante Else hat doch Handarbeiten so gern!

Mädel: Warum soll ich denn dann das Hundekissen nicht machen? Das ist doch auch 'ne Handarbeit!

Mutter: Das schon, aber eine, die ein anderer ausgedacht und vorgezeichnet hat, also keine Arbeit von dir!

Mädel: Selbst ausdenken kann ich nicht, das ist mir zu schwer.

Mutter: J wo! Was habt ihr denn in der Schule zuletzt in der Handarbeitsstunde gemacht?

Mädel: Zuletzt — ein Taschentuch mit Häkelspitze. (Lebhaft) Du, ich hatte ganz alleine eine erfunden, und Gräulein Meyer hat gesagt: sehr gut. Ob ich das der Tante mache? Ganz habe ich noch.

Mutter: Siehst du wohl! Aber es braucht ja kein Taschentuch zu sein, ein Deckchen für Tante Elses Glaschrank wäre mit einer zarten Spitze sicher auch nett.

Mädel: (eifrig) In der Mitte könnte ich ein bißchen Hohlfaum machen, das kann ich auch ganz allein. Wie groß soll ...

Junge: (unterbrochen) Jetzt komme ich aber erst dran, Mutter, ich weiß wirklich gar nichts.

Mutter: Na, höre mal für dich ist die Geschichte doch so leicht, wo du jetzt in dem Bastelkurs bist. Macht ihr nicht gerade Leinwandarbeiten?

Junge: Ja, ich hab' das letztmal verschiedene Formen ausgefägt, ein Viereck, einen Stern und ein Amd. Warum meinst du denn das?

Mutter: Mir fiel gerade etwas ein. Geh' doch mal hinaus in den Flur und hol mir aus dem Schrank die Zigarrenschachtel, die ganz oben links in der Ecke steht!

Mädel: (neugierig) Was ist denn da drin?

Junge: Hier Mutter, meinst du die?

Mutter: Danke, ja! Macht mal den Bindfaden auf.

Weide: O, wie hübsch!

Junge: Mutter, das sind ja die Winterhilfsabzeichen, die wir im vorigen Dezember selbst verkauft haben!

Mädel: Hier der Dämmling und das Gänsefleisch!

Junge: Warum hast du die denn aufgehoben?

Mutter: Damit du in diesem Jahr Weihnachtsgeschenke machen kannst! Gib doch einmal den Stern her, den du ausgefägt hast. — Ich hab nämlich neulich zufällig gehört, wie die Großmutter sagte: ich möchte doch zu gern ein paar hübsche Kerzenleuchter für den Weihnachtsstisch haben. — Na, Fritz, was meinst du?

Junge: (eifrig) Das ist ganz groß, Mutter. Paß mal auf: da muß ich figürchen herausfinden, die in der Größe ziemlich passen. So, die vier hier. Dann kerbe ich an den Sternspitzen eine Vertiefung ein, damit ich sie einzulernen kann. Und zum Schluss male ich den Stern an.

Mädel: Du, eigentlich könntest du doch für die Patentante einen Weihnachtskranz für den Tisch machen. Immer abwechselnd eine Kerze und ein figürchen.

Mutter: Das ist ein feiner Gedanke, Mädel! Seht ihr wohl, wenn ihr erst einmal anfängt, nachzudenken kommt ihr auf alles Mögliche.

Junge: (heimlich zu seiner Schwester) Du, für Mutter kann ich auch noch ein paar Leuchterchen machen, es sind genug Abzeichen da. (Laut): Mutter, darf ich die Schachtel gleich mitnehmen?

Mutter: Gern. Sonst noch etwas?

Junge: für das Brüderchen wissen wir noch nichts Rechtes. Aber laß nur, jetzt finden wir schon selbst etwas heraus.

Mädel: Du, Mutter, für dich weiß ich ganz was Feines! Rate mal: nichts fertiggekauft, nichts vorgezeichnetes; selbst ausgedacht, selbst fertiggemacht und von erpartem Taschengeld bezahlt! Na?

Mutter: Bände, ihr! Ich laß mich lieber überraschen. — Aber ich glaube, ich weiß schon, was es sein wird!

Weide: (entsetzt) Mutter! Nein, wirklich?

Mutter: Kommt mal her, ich sag's euch ins Ohr! (flüsternd) Es ist etwas, worüber ich mich sehr, sehr freuen werde! —

Hilde Hecker.

# H. S. D. G.

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft  
Seit 67 Jahren regelmässiger Südamerikadienst

## Monte Rosa

fährt am 21. Dezember nach: RIO DE JANEIRO, BAHIA, LAS PALMAS, LISSABON, BREMERHAVEN und HAMBURG.

Dampfer	Nach Rio da Prata	Nach Europa
Monte Rosa		21. Dezember
Monte Sarmiento		30. Dezember
Gen. San Martin	19. Dezember	3. Januar
Monte Olivia	22. Dezember	11. Januar
Cap Norie	29. Dezember	17. Januar
General Artigas	5. Januar	24. Januar

### Neue Touristen-Ermäßigungen

in der 1., 2. und Mittelklasse:  
Tour „A“: 40 Tage Aufenthalt in Europa 40 vH.  
Tour „B“: 3 Monate Aufenthalt in Europa 30 vH.

## THEODOR WILLE & CIA. LTDA.

São Paulo — Santos — Rio — Victoria

## „Zum Hirschen“ Hotel und Restaurant

Rua Victoria 186 — Tel. 4-4561  
São Paulo Inh.: Emil Ruszig

## Farben-Lacke-Pinsel

und alle übrigen Bedarfsartikel für Hausanstrich und Dekoration

Müller & Ebel, R. José Bonifácio 114

Das Beste

## Weihnachtsgeschenk

Rölnischwasser halber Liter 12\$000

Rölnischwasser, extrarozentriert, Taschentuchparfüm, Gläschen: 12\$000

Rosenhaarwasser, Jasmin und Chypre usw. reichhaltige Auswahl auch an Taschentuchparfüms sowie sämtliche Parfümerieartikel.

Heliotropenseife Schachtel v. 3 St. 4\$000  
Rölnischwasserseife „ „ 1 „ 2\$000 Spez. Typ  
Indische Blumenseife „ „ 3 „ 2\$000

Feinster Puder in drei Farbtönen, Schachtel 3\$000

Kernseife erstklassig weiß halbes Kilo 1\$500, Typo Unico Puro Kokosseife halbes Kilo 2\$500. Einfache Haushaltungsseife Incas Stück 400 reis, 200 gr. Glycerinseifen und Teerseifen.

PERFUMARIA FLOR DA INDIA

ALBERTO SCHULZ

Ladeira Porto Geral 17 / Telefon: 2-0605

Praktische  
**Weihnachts-Geschenke!**

**Damen-Nachthemden**  
**Damen-Beinkleider**  
**Damen-Unterkleider**  
**Morgenröcke**  
**Pyjamas**

aus weichem Wäschestoff, weichem, farbigen und bedrucktem Opal, Leinenbatist und Seide.

**Gestickte Bettgarnituren**  
weiß und farbig, in größter Auswahl und allen Preislagen.

Beachten Sie die Schaufenster in beiden Geschäften.

**ADOLPHO FOBBE - SÃO PAULO**  
Rua Santa Efigenia, 271  
PRAÇA PATRIARCA, 6

## Confeitaria Allemã

Praça Princesa Isabel 2

Filiale: Rua Antonio Godoy 121 / Tel. 5-5028

Für die Festtage empfehlen wir unsere ffkonditor-Waren wie Baumkuchen, Honig- und Pfefferkuchen, Speculatius, Marzipan Tee- u. Weingebäck, Dresdner Stollen.

Alle Arten von Torten, Marzipan, Schokolade, Bonbons usw.

Bevorzugen Sie bei Ihren Einkäufen die im Deutschen Morgen anzeigenden Firmen!

## Auch privat....



benutzen Kenner eine OLYMPIA! ELITE mit Tabulator, PROGRESS als Mittelklasse oder die SIMPLEX vereinfacht aber ebenfalls gut

# Olympia

Olympia Machinas de Escrever Ltda.

SÃO PAULO  
Praça da Sé 43 - sobreloja  
RIO DE JANEIRO  
Rua Theophilo Ottoni 86

## Familienpension Albine Mayer

RUA AUGUSTA 100 (bei Olinda-Schule)  
Wiener Küche - T. 4-7055

### Drucksorten

für Gewerbe u. Handel, rasch und billig, Typographia Wenig & Cia.  
R. Victoria 200, Tel. 4-5566

### Hugo Lichtenthaler

Rua Aurora Nr. 135  
Ältestes deutsches Möbelhaus

Grosse Auswahl in kompl. Zimmern u. Einzelmöbeln. Auch TAUSCH und KAUF von gebrauchten Möbelstücken



**Mariposa**  
FABRICA DE BONECAS DE FELTIN

Nähkörbe  
FILZPUPPEN (unzerbrechlich)  
Gummistiere und -puppen  
MODERNE KISSEN  
Bonbon-Schachteln  
Zierfiguren Salonpuppen  
Geöffnet bis 21 Uhr.

## Holzer & Cia.

Rua Sta. Efigenia 379  
Fernruf 4-3499  
SÃO PAULO

## Praktische und schöne Weihnachtsgeschenke

Mikroskope 80fache, 150fache Vergrößerungen 9\$5000

Reizzeuge in allen Preislagen  
Zirkel — Reißfedern — Linsen  
Elektromotore für Schwachstrom

Deutsche Ware

Alle Leser vom „DM“ haben bis Ende Dezember 10% Rabatt

## Otto Bender

Rua Santa Efigenia Nr. 80

## Menschenfemmer

Stizze von R. K. Paul.

Er sitzt mir schräg gegenüber. Zwei Tische trennen uns, doch faun ich ihm genau in die Augen sehen. Er ist etwa dreißig Jahre alt, sein Anzug einfarbig, ein Messingknopf, nur hat er den einen Nachteil, daß er schon lange getragen wird, was sein Glanz beweist.

Er schaut unauffällig zu mir herüber.

Draußen regnet es, ich habe den Eindruck, als sei der Mensch dem Regen geflohen, weil er kein Wohl tut. Beim Schein der eben eingeschalteten Lampen bemerke ich, daß der Herr siebert: unruhig gehen seine Hände zum Takt der Musik. Seine Augen haben den Glanz, den Augen nur haben können, wenn ein Mensch verzweifelt ist. Mir scheint, er möchte mir etwas sagen. Eben geht der Ober vorbei. Speisefarte! ruft der Herr gegenüber. Er wählt nicht lange, bestellt Schweinefleisch und eine Flasche Mosel.

Gierig verschlingt er das Essen, hastig trinkt er den Wein, ohne mich einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Allmählich wird mir alles klar:

der Herr ist ein Zochpfeiler, der, vom Hunger getrieben um jeden Preis, den er nachher doch nicht zahlen kann, sich einmal satt isst, koste es was es wolle. Nachher wird man Polizei holen. Vielleicht Revolver oder Veronal! Wer kann es sagen. Ich muß ihn retten, seine Zechen bezahlen, ehe alles zu spät sein wird!

Jetzt läßt er sich Tinte und Feder bringen. Abschiedsbrief! geht es mir durch den Kopf. Als er mit dem Schreiben fertig ist, wird er sichtlich ruhiger. Endlos schleichen die Minuten. „Dami rufst er laut — herzerreißend tönt es — „Gahen!“

Der Herr gegenüber greift in die Brieftasche und bezahlt mit einem fünfzig-Markschein. Dann verläßt er mich zuckend das Lokal. Während ich ihm nachstarre bringt mir der Ober einen Brief.

„Werter Herr! Von Anfang an merke ich, daß Sie Ihre Zechen nicht bezahlen können. Anbei zehn Mark, die wohl reichen dürften! Ein Menschenfemmer.“

In einem New Yorker Hotel hing ein Plakat: „Rauchen Sie nicht. Denken Sie an den Brand von Chicago!“  
Mister Pillingworth war böse und schrieb darunter: „Nicht ausspucken. Denken Sie an das Hochwasser des Mississippi!“

In Hongkong ging der Weltreisende an Land. In ein Gasthaus. Und zeigte auf die Speisefarte: „Dieses hier, das „hei fi ling pu“, das möchte ich haben!“ Bedauerlich der Kellner: „Tut mir leid, das kann ich nicht servieren, so heißt unser Dier!“

In Paris. Er am Telephon: „Ist meine Frau zu Hause?“ Das Mädchen: „Ich werde nachsehen. Wer ist denn am Apparat?“

In Oxford las der Professor sein Kolleg und schloß: „Und wenn ich etwas zu lange gesprochen haben sollte, meine Damen und Herren, so bitte ich um Nachsicht. Ich hatte meine Uhr vergessen, und hier im Saal hängt auch keine...“  
Einer der Studenten: „Gewiß, aber neben dem Pult, Herr, da hängt ein Kalender...“

William South soll sich bei Josuah Webster als Pöktner vorstellen. Webster sagt: „Sie ge-

fallen mir, Sie sehen nicht übel aus, nur lege ich Wert darauf, daß sie sich dem Publikum gegenüber äußern vornehm benehmen. Wartet übrigens noch jemand im Vorzimmer?“

„Oh ja“, erwiderte South, „aussehend ein besessener Herr, aber ich habe ihn niedergebort, da ist er wieder gegangen.“

Bei Dr. Briesele im Wartezimmer sitzt eine alte Frau, die beim Angeredewerden Zeichen großer Schwermüdigkeit gibt. Der Herr Assistent von Dr. Briesele gibt sich also Mühe und schreit so laut er kann:

„Heute hat der Herr Doktor keine Sprechstunde!“

Die alte Frau nickt freundlich, bleibt aber sitzen. Der Assistent brüllt, daß er ganz rot wird: der Herr Doktor Briesele habe heute keine Sprechstunde! Wieder nickt die alte Dame freundlich und bleibt sitzen.

Endlich weiß sich der Assistent keinen Rat mehr und schreibt auf ein Blatt Papier, daß der Herr Doktor Briesele heute keine Sprechstunde habe! Freundlich lächelnd nimmt die Alte den Zettel, besieht ihn und sagt dann:

„Lieber Herr, tun Sie mir die Liebe und lesen Sie's mir doch bitte vor, ich habe nämlich meine Brille vergessen!“

Fritschen hat von seinem Vater Schläge bekommen.

„Wart nur“, heult er wütend, „wenn ich groß bin, werde ich mich rächen.“

„So?“ lacht der Vater, „wie denn?“

„An deinen Enkeln“, zischt Fritschen.

Ferdinand Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, war zum Mitglied der französischen Akademie ernannt worden. In einer Gesellschaft fragte ein Herr: „Was hat dieser Lesseps denn eigentlich geschrieben?“ Anatole France gab die Antwort: „Seinen Namen unter die Aktien des Kanals!“

In einer pfälzischen Weinstube hat sich ein Gast eine Flasche Selterswasser bestellt. Beim Öffnen stellt er sich ein bißchen ungeschickt an, das fuhle Naß spritzt in hohem Bogen herans, und ein Strahl davon fährt dem gegenüber sitzenden Matthias ins Gesicht.

Der Wassereimer ist bestürzt und versucht sich zu entschuldigen. Der Matthias aber tut schnell noch einen kräftigen Schluck aus seinem Dirtheimer Feuerberg:

„Nege Sie sich nur net so uff, des isch gar net schlimm, s'is unumme de Kleider, is Maul isch mer so nig kumme.“

Carlwares Weib hat sich entschlossen, den Mann vom Coster der Traufkuch zu heilen, und mit Hilfe eines Leinwands, einer rotglühenden Taschentlampe und etwas seltsamen Räucherduftes verwandelt sie sich in eine Art Gespenst.

Und wartet des Nachts auf ihren Mann... „Dummerwetter, was ist denn los?“ stöhnt der betrunkene Carlware... „Das ist der Teufel, Da glendet Trunkenbold!“ schreit sein Weib.

„Ach, in mir nichts, alter Anabe. Wir sind doch Verwandte! Ich hab' ja Deine Schwester zur Frau!“

Nelte und Fran machen Rast in einem Gasthaus am Rhein. Der Niederreiner schmeckt vorzüglich. Da meint Nelte zur Gattin: „Weißt Du, Alwine, hier an den Ufern des Rheins, da fühle ich mich einfach wie neu geboren!“  
„Das merkt man, Theodor! Und wie ein Säugling greißt Du jeden Augenblick auch nach der Flasche.“

„Wann machst du denn beim Trinken immer die Augen zu, Pitt?“  
„Ja, weißt du, Jan, mein Doktor hat gesagt, ich soll nicht so tief ins Glas schauen!“

# Leid und Liebe wohl auch 'Spleen'

Don Karl Lerbs

Ein Engländer, jung noch, aber bereits erfolgreich bemüht, die natürliche Heiterkeit seiner Züge mit der nüchternen Sachlichkeit zu überdecken, wie sie in seinem Lande gefordert wird; von steifer Gelassenheit der Haltung und tadellos korrekt vom grauen Zylinder über das schwarzgerandete Monokel, den gepflegten Backenbart und die schwarze Halsbinde bis herab zu den grauen Gamaschen; dazu überlieferungstreu kariert über seine ganze sonstige bekleidete Leiblichkeit: ein junger Engländer also fuhr an einem lieblichen Junitage des Jahres 1803 mit Extrapost in Wien ein. Er war natürlich, wie alle Engländer in romanhaften Begebenheiten, ein Lord, und da er einen zahlungsfähigen Eindruck machte, so tat der Schwager sein Mögliches, um den Einzug in Wien mit irdischem Glanze zu umgeben. Die Pferde indessen, rauher Peitschenführung ungewohnt, spielten plötzlich ein bisschen „Durchgehen“ und rasselten mit der Kutsche durch die Strassen, dass die Mehlspeisen in den Kochtöpfen tanzten und den Schenkemusikanten die Fiedelbogen wegsackten. Auf den Engländer machte das selbstverständlich nur geringen Eindruck; sein Kammerdiener und Reisemarschall aber, der bei der bedrohlichen Fahrt mit untergeschlagenen Armen wie eine Statue der Seelenruhe neben dem Schwager auf dem Kutschbock thronte, verlor an einer scharfen Biegung das Gleichgewicht und kippte ganz unzeremoniös vom Wagen. Als die Pferde diesen gewiss unbeabsichtigten Erfolg erzielt hatten, standen sie reumütig still, und der Lord hatte Gelegenheit, auszustiegen und die gestürzte Statue zu besichtigen. Er stellte mit wenigen zielbewussten Griffen fest, dass der Diener einen Arm und ein Bein gebrochen hatte. Zur Enttäuschung des Volkes, das den Vorfall gern ausgiebiger genossen hätte, liess der Lord den Verunglückten rasch von einigen hilfsbereiten Männern in die Kutsche packen und in den bereits vorher bestimmten Gasthof fahren, wo er dann sofort den Hausknecht zu dem bekanntesten Wundarzt schickte.

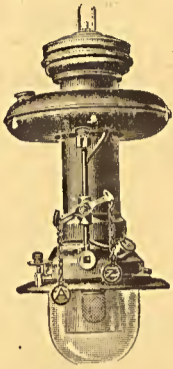
Der Medikus war ein berühmter Mann, der sich durch riesige Leibesfülle, Atemnot, Vergnügtheit und eine ans Wunderbare grenzende Geschicklichkeit der Hand auszeichnete. Nachdem er mit einem „Jessas, Jessas, do schaut man!“ sein Mittel und einem „A so an Höld!“ seine Bewunderung für die steinerne Ruhe des Verunglückten bekundet hatte, tat er seine Arbeit so vortrefflich, dass der unentbehrliche Butler schon nach verhältnismässig kurzer Zeit seinen Dienst wieder aufnehmen konnte.

Der prächtige Chirurgus war daher keineswegs erstaunt, als der Lord nach einigen Wochen abermals nach ihm schickte. Er liess sich zum Gasthof tragen, wuchtete, strahlend im rosigen Glanze seiner Jovialität, in das Zimmer des Lords, lobte schnaufend das herrliche Wetter und die dadurch hervorgerufene Schönheit der Praterauen und erbot sich sodann, seinen verehrten Gönner von jeglicher Krankheit zu heilen, die ihn etwa befallen haben mochte. Der Lord, statt jeder Antwort, ging zur Tür, schloss sie von innen ab, steckte den Schlüssel in die Tasche; kehrte zurück und deutete mit einer Handbewegung auf den Tisch in der Mitte des Raumes: Da lag ein praller Beutel und eine Pistole mit gespanntem Hahn. „Sie haben, Sir,“ sagte der Engländer mit vollkommen beherrschter Stimme, „vor einigen Wochen bei der Behandlung meines Dieners bewiesen, dass Sie ein Arzt von ungewöhnlichen Gaben sind. Ich habe Sie deshalb dazu aussersehen, mir einen unschätzbaren Dienst zu leisten. Sie werden mir jetzt sofort mein rechtes Bein im Kniegelenk ablösen. Der Beutel mit Dukaten da auf dem Tische wird dafür, nebst meinem Dank und meiner Weiterempfehlung, Ihr unvollkommener Lohn sein.“ Hier drückte er den aufstehenden Doktor mit entschiedener Bewegung wieder auf seinen Sitz herab und fuhr etwas lauter fort: „Wenn Sie sich aber weigern, so bin ich leider genötigt, zur Unterstützung meiner Bitte den Beistand dieser Pistole in Anspruch zu nehmen.“

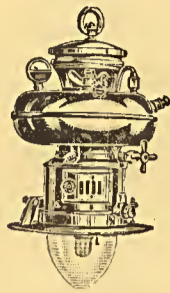
Der Chirurgus verlor vor körperlichen Leiden niemals sein begründetes Selbstvertrauen, aber die Behandlung dieser offenbar auf geistigem Gebiete liegenden Erkrankung hätte er doch lieber einem Kollegen überlassen. Er lachte etwas unsicher, verschluckte sich dabei und nutzte die so entstehende Pause zu schneller Ueberlegung; dann, durch ein verdächtiges Knacken des Pistolenhahns gewarnt, stotterte er mühsam scherzend: Sein

# Weihnachtsgeschenke, von denen man spricht!

**GRAETZIN**  
Hängelampen  
für Alkohol



Ehrich & Graetz A. G.  
BERLIN



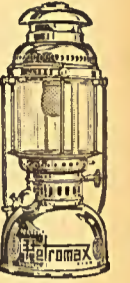
Hängelampen  
Tischlampen  
Petrol-Kocher

Das nie  
versagende  
Feuerzeug  
„Petromax“



**Petromax Rapid**

**Sturm-  
feste  
Laternen  
und  
Tischlampen**



**GRAETZOR** elektrische Bügeleisen, ohne  
und mit automatischer Ausschaltung.

**„GRAETZOR“**

der beste **RUNDFUNK-EMPAENGER** in dieser Preislage, für **LANG- UND KURZWELLEN**  
GRAETZ-RADIO G. m. b. G. Berlin



**NAEHMASCHINEN**  
für Hand- und Fussbetrieb  
**Die neuesten Modelle.**

Hersteller:  
Seldel & Naumann A. G., Dresden



**„RAPID“  
Fahrrad**

**RAPID** — das deutsche Qualitätsfahrrad für  
Damen und Herren, mit und ohne Rücktritt-  
bremse.

Verkauf direkt ab Lager bei

**E. Oldendorf — São Paulo**  
Rua Senador Queiroz 79-A  
Caixa postal 1072 — Telephon: 4-0190

verehrter Gönner beliebe doch wohl zu scherzen, da an dem fraglichen Bein kein sichtbarer Schaden zu entdecken sei. Die auf seinen Brustkasten zielende Mündung der Pistole war eine wirksame Entkräftung dieses Einwandes. Alsdann gut, sagte der dicke Herr, dessen Gesicht mit Ausnahme der Nase die Rote so ziemlich eingebüsst hatte — so wolle er nur eben seine Dienerschaft herbeirufen, die den Patienten während der Operation festzuhalten habe. Aber auch dieser Fluchtversuch schlug fehl. „Ich bin Engländer, Sir,“ sagte der Lord verächtlich, „und werde mit keiner Wimper zucken. Fangen Sie endlich an, wenn es gefällig ist!“

Hier glaubte der Doktor einen rettenden Einfall zu haben: „Aber es fehlt ja an den nötigen Instrumenten!“ rief er triumphierend. „Kineswegs, Sir,“ war die Antwort. Der Lord klappte mit der Linken einen kleinen Koffer auf, und vor den erstaunten Augen des Doktors lag die schönste Sammlung chirurgischer Werkzeuge, blutstillender Medikamente und sauberer Verbandstoffe, die er je gesehen hatte.

Ueber alledem hatte er sein heiteres Phlegma gefunden. In den Augen seines sonderbaren Patienten las er eine kalte Entschlossenheit, die jeden Zweifel beseitigte. Da war ein Mann, der ein Bein lossein wollte und für die Hilfe dazu einen Beutel Gold bot; seine Gründe dafür waren schliesslich seine eigene Sache. „So dich ein Glied ärgert, reiss es aus und wirf es von dir,“ dachte der Doktor, goss Wasser in eine Schale, kramte in dem Instrumentenkasten, entkleidete das Bein des Lords, der immer noch misstrauisch die Pistole festhielt, und begann mit gewohnter überlegener Sachlichkeit sein Werk. Nun trat natürlich bald ein Zustand ein, in dem selbst ein englischer Edelmann nicht mehr Herr seiner Sinne ist, und der Arzt hätte seinem Patienten wohl noch rechtzeitig den Schlüssel wegnehmen und Hilfe holen können; aber man darf wohl vermuten, dass die sozusagen künstlerische Vollendung seiner Arbeit ihn gänzlich beschäftigte und keinen Nebendeganken heranliess. Jedenfalls nahm er das Bein im Kniegelenk ab, verband die Wunde und brachte den Ohnmächtigen, der weder Schmerzensschreie noch Seufzer ausgestossen hatte, zu Bett. Nachdem er den Kranken dann der Fürsorge des steinernen Butlers überantwortet und die nötigen Verordnungen gegeben hatte, steckte er den wohlverdienten Beutel zu sich und kletterte kopfschüttelnd die Stiege hinab.

Es ist nur in Kürze zu berichten, dass der junge Lord, völlig ausgeheilt und von dem erfinderischen Doktor mit einem Holzbein ausgerüstet, das den Schaden bis auf ein mässiges Hinken fast unmerkbar machte, nach etwa sechs Wochen die Stadt Wien mit Extrapost verliess.

„Ich bin Ihnen, sehr verehrter Herr, für den Vorfall, den Sie mit mir erlebten, immer noch die Erklärung schuldig,“ las der Doktor in einem Schreiben, das er ein Jahr später aus London empfing, und das ihn in

gerührte Heiterkeit versetzte. „Wenn ich sie bisher nicht gab, so lag das daran, dass es mir widerstrebt, über unfertige Dinge zu reden. Heute darf ich sagen, dass ich Ihnen mein Lebensglück verdanke. Ich lernte einige Zeit vor meiner Abreise aus England eine junge Dame kennen, zu der ich Neigung fasste. Zu meiner Verwunderung lehnte sie meine Werbung indessen ab, obwohl alles gut zu passen schien, und verweigerte mir die Angabe des Grundes. Nach vielen und eindringlichen Fragen erfuhr ich schliesslich — was nur ihre Familie wusste —, dass sie in früher Jugend das linke Bein verloren hatte und seitdem ein vortrefflich konstruiertes Holzbein trug. Trotz meiner Versicherung, dass ich sie mit dem Bein aus Holz ebenso lieben würde, als ob es eines aus Fleisch

und Blut wäre, beharrte sie auf ihrer opfermütigen Weigerung. Ich beschloss, eine weite Reise zu machen, um den Schmerz der Enttäuschung zu vergessen. Aber es gelang mir nicht. Die Heilung meines Dieners durch Sie brachte mich auf einen Ausweg. Den angewendeten Zwang haben Sie mir, als notwendig, gewiss verziehen.

Das Weitere wissen Sie, Ihre Geschicklichkeit hat es mir ermöglicht, mich dem Körperzustand meiner Geliebten anzupassen und an ihrer Seite so durchs Leben zu gehen, wie ihr eigener Körperschaden es verlangt. Ihr Widerstand ist besiegt. Wir sind verheiratet und glücklich.

Ich bin, mein Herr, mit dem Ausdruck meines Dankes und meiner Hochachtung  
Ihr ergebener Lord W.“

## Ernst Johannsen

### Astrologie

„Leider habe ich nicht viel Zeit“, sagte der Direktor. „Nehmen Sie bitte Platz. Um was handelt es sich, gnädige Frau?“  
„Herr Direktor, ich bin wissenschaftliche Astrologin. Die moderne Astrologie unterscheidet sich vom Treiben der Pfuscher wie die moderne Wetterkunde von alten Kalenderprüchen.“  
„Hm“, machte der Direktor und nickte freundlich.

„Wenn ich Ihnen ein Dankschreiben vorlegen darf — hier von einem amerikanischen Eisenföhrer.“  
„Kaffen Sie nur“, sagte der Direktor, „halte nicht viel von Zeugnissen. Vormachen, zeigen, was man kann, pflegte mein Vater zu sagen, und ich halte es ebenso.“

„Jeder Kapitän beachtet die Wetterberichte“, fuhr die wissenschaftliche Dame fort. „Auch Sie sind ein Kapitän, wenn ich so sagen darf. Benutzen also auch Sie vor wichtigen Entschlüssen die Wissenschaft, in diesem Fall die Astrologie.“  
„Ausgezeichnete Idee!“ rief der Direktor.

„Oh, ich wüsste, daß ich es mit einem wahrhaft gebildeten modernen Mann zu tun habe!“ jubelte sie.

Der Direktor nickte wiederum sehr freundlich und sagte: „Wir werden Ihnen nebenan ein Büro einrichten. „Astrologische Abteilung“ wird auf der Tür stehen.“

Sie war entzückt, sprang auf und drückte ihm die Hand.

„Bleiben wir einstweilen noch beim Sachlichen“, meinte er. „Ich muß Ihr Können natürlich vorher erproben. Sie kennen ja meinen Satz: Vormachen, zeigen, was man kann. Ich sehe, daß Sie Ihre Werke gleich mitgebracht haben. Hier ist Papier. Fangen wir gleich an. Geboren am 28. Mai 1893, abends 5 Uhr 10 Sekunden. Vertikale Position: Berlin. — „So, nun berechnen Sie mal, ob ich vor zwei oder drei Jahren einen Arm brach und welchen.“

„Aber Herr Direktor!“ rief sie entrüstet. „Das ist doch keine astrologische Angelegenheit.“

„Nicht? Schade. Was machen wir denn da?“

„Nehmen Sie was Seelisches.“

„Seelisches, hm, warten Sie mal. Berechnen Sie mal, wann ich die Gelbsucht kriegte über den Hauptbuchhalter.“

„Aber Herr Direktor! Das ist doch eine medizinische Angelegenheit, wenn Sie überhaupt des Hauptbuchhalters wegen damals die Gelbsucht bekamen, obendrein handelt es sich um Vergangenes. Mein Feld ist die Zukunft!“

„So, so, die Zukunft, natürlich — ausgezeichnet. Wissen Sie, wir bohren. Kostet viel Geld. Berechnen Sie doch mal, in welcher Tiefe die Sonde fründig wird.“

„Aber, das ist doch etwas Geologisches, Herr Direktor!“

„Wie, das können Sie auch nicht. Tja — na, ich hab's. Berechnen Sie mir mal die Rohstoffpreise ab Amerika für die nächsten 24 Monate. Wie, das geht auch nicht? Zum Teufel, was können Sie denn überhaupt voraus berechnen? Sagen Sie mir wenigstens, ob ich die Dummheit oder die Helle heiraten soll.“

„Endlich etwas, Herr Direktor!“ rief sie und begann zu arbeiten. Als er nach einer halben Stunde zurückkehrte rief sie: Bei der Hellen liegt Gefahr im Wege, aber auch mit der Dummen liegt es nicht einfach, denn...“

„Glaube ich“, lachte der Direktor, „ich bin nämlich verheiratet.“

„Aber, das hätten Sie mir doch sagen müssen!“

„Ich denke, Sie wollen mir etwas sagen! Wozu brauchen wir denn sonst eine astrologische Abteilung! Hähähäh.“

„Sie sind ein grober, ungebildeter Mensch!“ rief die wissenschaftliche Dame und raufchte mit hoher Fahrt hinaus.

Ja, es gibt Leute, die keine Ahnung von der Wissenschaft haben.

Kaiser Wilhelm I unternahm einmal eine Fahrt nach dem weingefegneten Moseltal. Vor einem bekannten Gasthof in Traben-Trarbach hielt der Wagen an, und der Wirt trat heraus, um dem Kaiser einen Labetrum zu reichen.

Wilhelm, dem der Wein vorzüglich schmeckte, reichte den Pokal dankend zurück und fragte:

„Ist das der beste Tropfen, den Ihr im Keller habt?“

„Nein, Majestät“ erwiderte der Wirt.

„Ihr bietet also Eurem Kaiser nicht den besten Wein an?“

„Nein, Majestät.“

„Und was macht Ihr mit dem besten?“

„Den trinken wir selbst, Majestät.“

Auch Hagelmann liebte einen guten Tropfen. Ausserdem raucht er wie ein Schlot. „Ich brauche das“, erklärte er, „ich kann es nicht lassen...“

Ein guter Nachbar widerspricht: „Sehen Sie mich an! Ich war früher genau so ein Trinker und vielleicht ein noch stärkerer Raucher als Sie. Aber seit genau fünfundsiebzig Jahren rühre ich kein Glas mehr an und keine Zigarre!“

Hagelmann beschant sich den Nachbar sanft und mitteilend: „Tja, dann darf man Ihnen wohl gratulieren, Herr, daß Sie hener silberne Hochzeit feiern!“

„Kommt doch mal, bitte, schnell mit, Helmut. Unsere Köchin ist so komisch. Die Rotweinflasche ist leer, und das arme Kind hockt auf dem Herd und will aus den Maffaroni einen Jumper stricken!“

# Durch unfern Brillen

## Bei wem liegt das Mißverständnis?

Aufmerksame Leser unserer Wochenzeitung werden zugeben müssen, daß wir mit dieser Spalte im allgemeinen nicht verschwenderisch umgehen. Was unter dieser Überschrift erschienen ist, liegt in einer viel zu aufrichtigen Mißrichtung, als daß damit ein neckisches Versteckspiel getrieben werden könnte. Wir haben an dieser Stelle immer offen auf jene Mißstände oder Mängel hingewiesen, deren Abstellung einer werdenden, nach bestimmten Idealen ausgerichteten Gemeinschaft dienen sollte. Nichts mehr und nichts weniger! Und wenn sich hier und da noch ein einzelner getroffen fühlte, dann sind wir über alle geschwollenen Anklagen erhaben gewesen, weil wir uns in solchen Augenblicken des Spieles mit dem bekannten australischen Krummholz Bumerang erinnerten, über dessen merkwürdige Eigenschaften in jedem guten Lexikon nachzulesen ist. Diese kleine Vorbemerkung sei nur gemacht, um unsere gänzliche Unschuld gegenüber einigen Zeitgenossen zu beweisen, die sich nicht nur unaussprechlich mißverstanden fühlten, sondern uns auch jedes Verständnis für die Notwendigkeiten der Gegenwart abstreiten. Wir verlangen für diese lebenswürdigen Unterstellungen keine Beweise, denn wir haben andererseits zuviel Verständnis für den Sport mit den feinen Nadelstichen, den manche Leute mangels des notwendigen Verständnisses für unsere Lage zu einem Gebiet ihrer eigenen höheren Politik erhoben haben. Außerdem scheint uns die Methode irgendwelcher begabten Schwäger in dieser Zeit zu billig, um ihnen daraus ein unterhaltames Vergnügen zu bereiten. Jeder Mensch legt in seine Arbeit immer einen Teil seines besten Willens, wenn er Charakter hat. Jeder ist in allem Tun und Lassen mit ein Ausdruck der Verantwortung, die er vor seinem Gewissen trägt. Jeder bleibt tren, der allen Schwierigkeiten zum Trotz auf dem einmal betretenen Weg mit klarem Blick auf das Ziel zuschreitet. Warum sollten wir also über Grundfälle polemisieren, die allen einleuchten! Wir denken auch nicht daran. Nur müssen uns nennenswerte Taktiker nicht verschreiben wollen, welche Aufsätze zur Veröffentlichung geeignet sind und welche nicht. Das wissen wir nämlich aus eigener Erfahrung am besten. Mißverständnisse lassen sich ohne Haarspaltere überwinden, allerdings ist der gute Wille eine unbedingte Voraussetzung dazu. Zum guten Willen rechnen wir indessen auch das genaue und — wenn es not tut — zwei- und dreimalige Lesen eines ganzen Zeitungsartikels, bevor man nach dem flüchtigen Ueberfliegen der ersten zehn Zeilen wie ein aufgeschreckter Rohrspatz zu schimpfen beginnt. Vielleicht weicht dann die Unterstellung einer quertreibenden Absicht doch einer etwas vernünftigeren Beurteilung. Echten Endes werden auch die schwierigsten Probleme auf dem Boden der Tatsachen durch eine sichere Lenkung gelöst, aber niemals nach dem unerbittlichen Kraftausdruck strahlender Illusionisten. So betrachtet, hat schon mancher anfangs unerwünschte „Eindruck“ die Gefahr nachträglich aufstreichender Mißverständnisse beseitigt. — Diese Zeilen nehmen Bezug auf die vorerwähnte Kritik gar zu häufiger Zeitungsleser am Aufsatz „Rückwandererjorgen“ und Antwort des Gaujournalwalters“ in folge 49 des „Deutscher Morgen“ vom 9. Dezember. E.P.

einigen ... zig Contos de Reis ganz hervorragend ist und dem Fürsorgewerk die Möglichkeit gibt, die Freude in Sinne der wahrhaften deutschen Weihnachtsfreude weiterzugeben an jene vielen, die der Betreuung bedürfen.

Die zielgerichtete Sozialarbeit, die den Begriff Solidarität aus der Theorie in die Praxis überführt und in aller Stille die Pflicht dem Nächsten gegenüber erfüllt, ist für die Deutschen im Ausland eine der vornehmsten Aufgaben und nicht erst von gestern. Sie ist schon immer eine selbstverständliche Christenpflicht gewesen; aber das Wi-

sen beruhigt, daß auch in der Gegenwart die Menschen stärker sein wollen als die Verhältnisse ihrer Zeit. Darum sei auch der Hoffnung Raum gelassen, daß der erfolgreiche Weihnachtsmarkt des Fürsorgewerks in Rio de Janeiro, der soviel freundliche Spender und frohe Gäste, vor allem auch eine Menge vorbereitender Kleinarbeit der Festleitung in seinen Eifern führt, ein Ausdruck der idealistischen Gemeinschaftsarbeit ist, wie sie sich im Reich unter anderen Bedingungen schon seit Jahren so bekenntnisstark und zukunftsweisend offenbart.

# Das ist die Liebe in Romanen

Die nachstehenden Auszüge aus einer Reihe von Romanen, die das Thema Liebe behandeln, sind zwar zum Teil in einer Form gehalten, die man nicht als ausgesprochen humorvoll bezeichnen kann. Einige Beispiele dieser Mißlese sind geradezu zum Weinen. Wenn diese Sammlung democh erheitert wirkt, so liegt das an dem gefüllten Maß von Lächerlichkeiten, das in den folgenden Zeilen zusammengeschrieben worden ist. Ueber Lächerlichkeiten aber soll man lachen.

Er hatte mit wachsender, innerer Bewegung gesprochen, und seine Stimme hatte sich immer heller durchgerungen. Donata aber hatte in bangem Erschauern zugehört. Anfangs hatte sie wirklich geglaubt, er rede ihre, dann aber war es mit schrecklicher Gewißheit vor ihr aufgestiegen, und endlich hatte sie ihm mit wogendem Wufen und zuckenden Schläfen zugehört, ganz Hingebung, ganz Beseligung. Nun flog ihr Müllig vollends zu ihm herin, und ihre Augen loderten ihn an wie mit einem heiß anzuckenden Hoffnungsstrahl, der aus ihrer Seele hervorbrach. „Sie? Wirklich? Endlich?“ Sie stammelte es hervor wie berauscht, wie fassungslos, ihr Körper erbebt, ihre Arme lösten sich. Wie eine Verkörperung des Höchsten und Köstlichsten, was die Erde bietet, stand sie vor dem Mann ...

„Immens! So wollt' ich Dich! Gott im Himmel, ich danke Dir — so wollt' ich Dich!“

Da durchzuckte ihn ein ungeheurer Schreck. Was war das? Raste dies Weib? Wie war dieser jähe Uebergang von ihrer tiefen Zerknirschung zu solchem jubelnden Uebervollen ihrer Gefühle möglich?

Er begriff es nicht. Er wollte es nicht begreifen, „Frau Gräfin!“ stotterte er in hilfloser Verwirrung. „Frau Gräfin ...“

In heiß ansprechender Leidenschaft war sie bei ihm hingekniet und hatte ihn umschlungen. Immozenz aber drückte wortlos seine Lippen zum ersten Male auf die ihren. Und erst nach einer Weile konnte er stammeln: „Mein Weib! Mein geliebtes Weib!“

Konrad Telsman, Unter den Dolomiten. 14. Auflage, 1908.

Es trieb sie vorwärts. Im Licht einer Laterne trat ihr ein Mann in den Weg. Sie sah in das zerrissene Gesicht Martin Verlowffs, der barhaupt vor ihr stand. Regemäßig hing ihm das schwarze Haar ins Gesicht, scharf und eckig sprangen seine Backenknochen vor. „Ich habe auf Dich gewartet, Irene“, sagte er. „Du kommst von dort“ — er wies auf das Hotel hinter ihr — „Du weißt nun, daß alles Künge ist. Doch ich habe Dich erwartet, komm mit mir!“ Seine Hand hob sich ihr entgegen.

Doch Irene blieb starr, ihr Herz beugte sich nicht. Zuviel war über sie hinweggegangen, als daß sie so schnell hätte zurückkehren können. „Nein, Martin“, sagte sie.

„Irene ...“

Da milderte sie ihr Nein und sprach leise „Noch nicht ...“

Georg Kröschel, Weib in Flammen, 1925.

Renate sagte Wolfgang's Gesicht und zog seinen Mund an den ihren. Sie ließ ihn einfach nicht wieder los. Es war eine harte Klemme, aber Wolfgang hätte in diesem Fall noch härtere Proben erlitten. Um geriet auch er ins Feuer und zahlte mit gleicher Münze heim. Zuletzt nahm er Renate auf seinen Schoß. Man war ja allein im Abteil. Er streichelte ihr blondhaar, knschelte seinen Kopf an ihre Brust und schloß beglückt die Augen.

Aus einem Zeitungsroman, 1936.

Sie tanzten miteinander. Das heißt, er schob sie durch den stösenden, drängenden Menschenmangel, in dem kein Schwung und kaum eine Drehung möglich war, den Takt nachspazierend vor sich her. Und da geschah es.

Er schob sie wiegend vor sich her, ihr schönes Gesicht in gleicher Höhe vor dem seinen, ihre Gestalt in seinem Arm, diese götterhafte Jugend, dieses machtvoll blühende Blut, seine linke Hand mit ihrer rechten verknüpft hoch über den Köpfen des Gedränges. Da war es, als ginge der Stoß des wilden, weichen Taustromes über ihn hin, als bräche ihm tosend das Blut hervor aus versteinerten Adern. Es brauste in den Ohren, es beirrauschte ihn wie stürzende Sint. Seine Finger schlossen sich wie Stahlklammern um die ihren und ihre um die seinen. Und da schoß es zwischen ihnen auf, himmelhoch, steil, blendend, eine klare, riesige Stachelflamme. Er konnte nichts mehr über sich. Und sie erwiderte mit ganzem Wesen sofort ohne Zögern, wie im Traum.

So mögen zwei Sonnen, die sich nahegekommen, unweiderstehlich angezogen, ineinanderstürzen, vollkommene Hingabe bis zur Zerstörung, zur Drang, vereint zu sein, sich durchzustößen, zu durchglühheit, zu brennen in einem. Er regte sich, sie drängte sich ihm entgegen, zog süße Macht des Empfangens, die keinen Rest ließ. Er gab und fühlte sich aufgenommen in allen Tiefen. Er taumelte und schloß die Augen. Das schwankende Gedränge um sie her versank.

Hans von Hammerstein, Die gelbe Mauer, Wien 1936.

Er hielt sie schon im Arm und beugte ihren Kopf zurück.

„Du, auslassen sollst du mich!“

„Nein, verrückt bin ich nach dir. Du weißt es ja ohnehin. Jede Stunde denk ich an dich, Du brennst mir ja im Blut, du Wildes, du Frühlinge du!“

Sie schloß die Augen. Alle spöttische Frauen-sicherheit war vergessen. Sie lag einem Mann, endlich wieder einem richtigen Mann im Arm.

# Jahrbuch „Volk und Heimat 1939“



Das Bretterschneiden ist eine Arbeit, die kräftige Armmuskeln und Ausdauer erfordert.

Vom Leben deutscher Siedler in Brasilien berichtet ausführlich in Wort und Bild die fünfte Ausgabe unseres Jahrbuches „Volk und Heimat“.

Erwerbt „Volk und Heimat 1939“ für die Hausbibliothek! Schenkt dieses Buch euren Verwandten, Freunden und Bekannten zum Weihnachtsfest!

# Weihnachtsmarkt des Fürsorgewerks in Rio

Die deutsche Kolonie in der brasilianischen Bundeshauptstadt kam wieder auf eine feinstmögliche Veranstaltung zurückblicken. Am vergangenen Sonnabend fand in allen Räumen des „Germania“-Heims ein Weihnachtsmarkt statt, wie er größer und schöner in Rio bisher wohl nicht gefeiert wurde. Wer diesen fröhlichen Trubel miterlebte, wird ihn bestimmt nicht den Charakter einer wirklich deutschen Feier absprechen. Und wenn auch die Fülle der sein durchdachten Organisation die reine Zweckmäßigkeit der Veranstaltung genügend klar unterstreicht, so dürfte andererseits unter den nahezu 2000 Besuchern kaum einer gewesen sein, der sich nicht gern von der vorweihnachtlichen Stimmung gefangen nehmen ließ, die für deutsche Menschen auch in den Tropen zunächst eine Sache des Herzens ist und nebenbei eine vom Klima beeinflusste Angelegenheit. Aber auch die ängstlichen Vorbedingungen waren durch Temperaturen gegeben, welche die Tropenmacht und den Kerzenglanz in ein freundlich erträgliches Verhältnis stellten.

Der Weihnachtsmarkt wurde um 8 Uhr eröffnet und schon eine Stunde später herrschte überall solch ein Betrieb und Andrang, daß einzelne Stimmen humorvoll nach Verkehrspolizisten verlangten. Alles versuchte Einlaß zum großen Saal zu erhalten, wo sich ein prachtvolles Bild vom Weihnachtsmarktstreifen in einer deutschen Kleinstadt bot. Jedenfalls reichten sich dort scheinbar wirklich schneebedeckte Bäume in großer Zahl aneinander, bunt geschmückt, ruhig beleuchtet. Es duftete nach Honig- und Pfefferkuchen, Schokoladen und Marzipan, Nüssen und Äpfeln, und in großer Fülle wurden festgeschenkte aller Art, vor allem auch viele praktische Gegenstände zum Kauf geboten. Die meisten Stände hatten dementsprechend schon gegen Mitternacht ausverkauft, aber unentwegt wurde im weiteren Treiben des Marktes noch geschossen, mit kleinen Platten und Ringen geworfen, wurden Gewinne und Nieten geangelt oder sonst ein Angriff auf das Glück unternommen. Ringsherum in den Räumen schallte der mannigfache Rhythmus der Tanzweisen durcheinander, reichte man kühle Schoppen und — was wäre ein Fest in Rio ohne eine „getränkte“ Bar — den Kostproben der Kunst hoher Trinkkundscher eifrig zugesprochen. Denn alle vermehnten Finanzen des Festes flossen doch in einen großen Topf. Gern wird hier unter voller Würdigung der sozialen Bedeutung dieses Weihnachtsmarktes festgestellt, daß das Ergebnis mit



# Weihnachtsgeschenk der Deutschen Schule, S. Paulo

Die Aufführung des Sing- und Tanzspiels „Die Reise um die Welt“ durch Schülerinnen und Schüler der Deutschen Schule bereite den Eltern und Freunden der bekannnten Unterrichtsstätte eine ganz besondere Weihnachtsfreude. Es sei vorweg gesagt, daß die Veranstaltung einen gelungenen Abschluß des Jubiläumsjahres der Schule bildete, die bekanntlich auf ihr sechzigjähriges Bestehen zurückblicken kann. So nimmt es nicht Wunder, daß der große Saal der Gesellschaft Germania wieder einmal eine Ueberfülle an erwartungsreichen Gästen aufzuweisen hatte. Die Feier am Dienstagabend begann mit dem gemeinsamen Gesang von Weihnachtsliedern und Gedichtvorträgen in deutscher und portugiesischer Sprache. Dann folgte auf der Bühne das bühnen- und melodienreiche Spiel, dessen Text von Arthur Wehig und Vertonung von Max Popelka stammen. Es bot in einer zusammenhängenden Handlung, wie sie

das vorstellungsreiche Gemüt der Kinder im Hofe einer Großstadt ermunnt, einen bunten Tanzreigen, der von den Matorojen über Spanien, Bayern, Auland, China, Japan nach der Südpole und von dort nach Amerika und Afrika führte. Alle Tänze waren, wie bei Darbietungen der Deutschen Schule nicht anders gewohnt, wieder vortrefflich einstudiert, die Kleinen und größeren Tänzerinnen traten in prächtig zusammengestellten Kostümen auf, und die begleitende Musik — Orchester und Chor — in tonidyllischer und rhythmischer Beziehung gab die Seele des Ganzen. Die mit dem Einüben beauftragten Lehrerinnen und Lehrer — Fr. Krauß-Delbus, Fr. Wächter, Herr Fröhlich und Herr Stola als Hauptverantwortliche — haben eine hervorragende Arbeit geleistet, die jeder strengen Kritik standhalten könnte. Ihnen und allen Mitwirkenden galt der begeisterte Beifall aller Anwesenden.